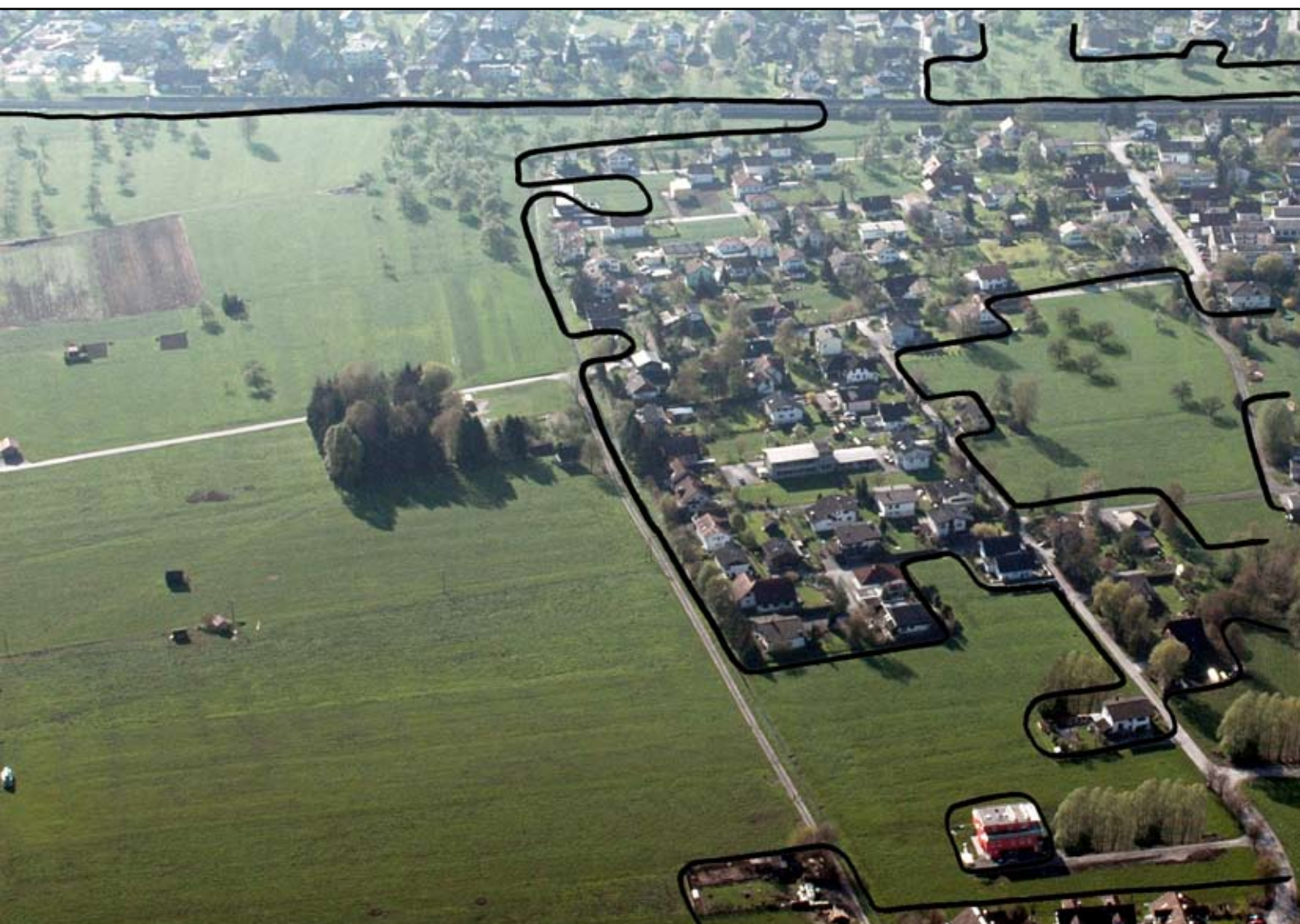


IN : ZWISCHEN

*Von offener
und
bebauter
Landschaft*





Impressum

HerausgeberInnen

Institut für Landschaftsarchitektur
Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur
Universität für Bodenkultur Wien
<http://www.rali.boku.ac.at/426.html>

Raumplanungsabteilung
Amt der Vorarlberger Landesregierung
<http://www.vorarlberg.at/>
<http://www.vision-rheintal.at/>

Redaktion
Lilli Lička

Mitarbeit
Julia Backhausen-Nikolić, Stephan Schirl

Konzeption, Grafische Bearbeitung, Produktion
Julia Backhausen-Nikolić, Stephan Schirl

Online-Version
Julia Backhausen-Nikolić, Thomas Schauppenlehner

Grafikkonzept und Druck
Kopypoint Kastner, Zwettl/NÖ
<http://kopypoint.kastner.at>

2. überarbeitete Auflage
Bregenz - Wien 2008

ISBN-10: 3-9502175-0-9
ISBN-13: 978-3-9502175-0-6

Dokumentation der Veranstaltungen

„STADTlandschaft -
Siedlungsentwicklung im periurbanen Raum“

und

„stadtLANDSCHAFT -
Landschaftsentwicklung im periurbanen Raum“

im Rahmen von Vision Rheintal





Inhaltsverzeichnis

Land-Stadt-Land	
Vorwort der HerausgeberInnen	Seite 5
„Zwischenland“	
Lilli Lička	Seite 7
„STADTlandschaft - Siedlungsentwicklung im periurbanen Raum“	
„Städtische Qualitäten“	
Christa Kamleithner	Seite 11
„Rheintalstadt“	
Thomas Sieverts	Seite 18
„Landschaft braucht Entwicklung“	
Marieke Timmermans	Seite 24
„stadtLANDSCHAFT - Landschaftsentwicklung im periurbanen Raum“	
„Lokale Identitäten in der Region der Zukunft“	
Susanne Hauser	Seite 28
„Land(wirt)schaft“	
Frank Lohrberg	Seite 38
„Landschaft des Alpenrheintals“	
Mario Broggi	Seite 45
Abbildungsnachweis	Seite 50

Es ist heutzutage nicht mehr möglich, sich mit Stadt oder Land isoliert zu beschäftigen. Im immer dichter werdenden mitteleuropäischen Raum sind sie, wie die Anzahl aktueller Studien und Projekte belegt, kaum noch zu unterscheiden. Auch das Verhalten der Bewohner und Bewohnerinnen hat diese Differenzierung längst aufgehoben. Urbane Lebensstile sind nicht mehr auf die Metropolen und Großstädte beschränkt, sie sind vielmehr ubiquitär geworden. Das Gefühl und die Selbsteinschätzung hinken dieser Realität allerdings noch nach: Auch wenn die Vorteile der urbanen Versorgung und Mobilität genutzt werden, wird es von vielen als Grundlage für Lebensqualität angesehen, „ländlich“ oder zumindest „im Grünen“ zu wohnen.

Wie kann sich eine Landschaft, in der sowohl landwirtschaftliche und naturräumliche als auch siedlungsgeographische Prozesse ablaufen so entwickeln, dass ihre objektiven und subjektiven Qualitäten erhalten bleiben? Planung ist Beschäftigung mit Zukunft, ist geistige Vorwegnahme eines erst werdenden Zustandes. Die räumliche Planung stellt vorausschauend dar, wie ein Gebiet, ein Areal, eine Region, also ein Lebensraum zu einem späteren Zeitpunkt aussehen soll. Bei der Erstellung dieses Bildes wird nicht nur eine Entwicklung, die bereits begonnen hat, in die Zukunft fortgesetzt, es ist vielmehr notwendig, auch neue Entwicklungen zu konzipieren und initialisieren. Zum Entwurf neuer Möglichkeiten ist eine Auseinandersetzung mit Modellen, Theorien und Erfahrungen aus anderen Gebieten hilfreich, wie sie in den Beiträgen zu dieser Broschüre enthalten sind.

Die Lebensräume, in denen offene Landschaft und bebaute Gebiete fließend ineinander übergehen, stellen besondere Anforderungen an die Planung. Die Eindeutigkeit, was Gegenstand der Bearbeitung sei, ist verloren gegangen. Die Klarheit, nach welchen Modellen gearbeitet werden kann, hat sich aufgelöst. Handelt es sich um einen Stadtraum, um einen ländlichen Raum, oder um eine symbiotische Zwischenform? Soll sich das im Grunde urbane Verhalten von Bewohnern und Bewohnerinnen in einer räumliche Entwicklung zu einer erkennbaren Stadt niederschlagen? Müssen und können der Landschaft und der Landwirtschaft neue Funktionen zugeordnet werden, die über Produktion und Reproduktion hinausgehen? Wie kann die Lebensqualität der in diesen vielfach undefiniert wirkenden Zwischenräumen lebenden und arbeitenden Menschen dauerhaft gesichert werden?

Für das Vorarlberger Rheintal wurde in einem offenen Beteiligungsprozess ein Leitbild zur räumlichen Entwicklung und regionalen Kooperation erstellt. Im Zuge dieses Projekts fanden zwei international besetzte Workshops und Vortragsabende zum Thema Übergangsformen und Entwicklungsmöglichkeiten von „Stadt“ und „Land“ statt, um den Rahmen für mögliche Antworten auf die oben gestellten Fragen abzustecken. Die Redebeiträge von Fachleuten aus Kulturwissenschaft, Architekturtheorie, Landschaftsforschung, Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur können mit der vorliegenden Publikation nun einem breiteren Kreis zugänglich gemacht werden.



Lieber als mit der Vergangenheit möchte ich mich mit der Zukunft beschäftigen, denn in ihr gedenke ich zu leben.

(Albert Einstein)

Wir bedanken uns bei den VeranstaltungsorganisatorInnen und Durchführenden aus den Fachteams „Freiraum und Landschaft“ sowie „Siedlung und Mobilität“, den ReferentInnen, dem Publikum, den Financiers sowie den BearbeiterInnen der Publikation.



Manfred Kopf
Raumplanungsabteilung
Amt der Vorarlberger Landesregierung

Lilli Lička
Institut für Landschaftsarchitektur
Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur
Universität für Bodenkultur Wien

„Zwischenland“

Lilli Lička

7

Mit dem Begriff „Zwischenland“ soll Thomas Sieverts’ „Zwischenstadt“ aus einer anderen Perspektive betrachtet und ergänzt werden: Nicht die Landschaft liegt zwischen den Siedlungen, sondern die Siedlungen befinden sich zwischen landschaftlichen Teilräumen, sind Teil der Landschaft. Bei der Beschäftigung mit der räumlichen Entwicklung im Vorarlberger Rheintal wurde deutlich, dass es zur Bearbeitung der Frage, welche Funktion Landschaft bei der Entwicklung des Zwischenlands haben kann, eines geänderten Standpunktes des Betrachters, der Betrachterin bedarf.

Cedric Price’s kulinarischer Vergleich von Stadtentwicklung und Eierzubereitung ist sehr bildhaft: Die Stadt hat sich vom klaren Nukleus des Eidotters im Spiegelei hin zu seiner Auflösung und Verteilung im Rührer entwickelt. Aber selbst diese Beschreibung geht immer noch von einem Stadtmodell als eine geschlossene Einheit aus; die Auflösung der Kompaktheit, das Fehlen klarer Grenzen wird damit nur unzureichend ausgedrückt. Dazu müsste es eine Eierzubereitung geben, die in einer Popcorn-artigen Explosion in einer Pfanne ohne Deckel mündet.

Eine Voraussetzung für die nukleus-bezogene Entwicklung fehlt in Österreich – mit Ausnahme von Wien – ohnehin: Die Großstadt als Kern, der Platz greift. In den sich verdichtenden Talräumen dehnen sich nicht pralle Zentren in die Landschaft aus, sondern es rücken im losen Zusammenhang stehende Gebäude näher zusammen, bis eine nicht sub- sondern periurbane Mischform entsteht. Die Strukturen in diesen Gebieten sind polyzentrisch, die Verdichtungen finden an neuen, kleinen Kernen statt. Verdichtung und Entstehung neuer Kerne sind schwer zu steuern, da sie überregionalen ökonomischen und logistischen Mechanismen unterliegen; zu Wachstumskernen können ebenso Straßenkreuzungen wie publikumsintensive Einrichtungen werden. Hier „patzt“ die Stadt nicht in die Landschaft, sondern es entstehen eigenständige Gebilde, die wieder auf die Stadt zurückwirken.

Das Zwischenland hat eine eigene Dynamik, die unabhängig vom Wachsen oder Schrumpfen der Städte ist. Die Entwicklungen in dieser Bewegung sind nicht eindeutig gerichtet, sondern es dehnen sich verschiedene Räume in verschiedene Richtungen aus. Trotzdem wird der planerische Fokus nach wie vor auf die bereits vorhandenen Siedlungskerne gerichtet und die Entwicklung von ihnen ausgehend beurteilt. Die wiederholte Frage, wie die Grenzen aussehen sollen, ist ein untrügliches Zeichen dafür. Um den Eigenheiten dieser zunächst ungerichtet scheinenden Entwicklung gerecht zu werden, muss jedoch eine neue Dynamik in der Beurteilung und der methodischen Konzeption erarbeitet werden. Notwendig sind neue Blickrichtungen und Definitionen.

So verlagert sich etwa in der Feldtheorie die Benennung von Baukörpern oder Stadtstrukturen zunehmend auf das weniger auf Objekte fixierte Wirkungsgefüge. Stan Allen nennt es die „Wirkungsfelder“, welche anstelle objekthafter Ausdehnung in Erscheinung treten. Ihm zufolge habe sich eine „neue Stadtform entwickelt, die sich in horizontaler Richtung ausbreitet, doch von Punkten der Intensität des Austausches bestimmt wird“ und er spricht von „Knoten, an de-



Das Zwischenland hat eine eigene Dynamik, die unabhängig vom Wachsen und Schrumpfen der Städte ist.



*Die „moderne
Verwechslung“ von Natur
und Landschaft führt bis
heute zu Trugbildern.*

nen dickere Schichten dreidimensionale Effekte innerhalb des sich flach entfaltenden Raumes der Stadt von heute hervorbringen“; so sei etwa L.A. „ein mattenartiges Feld mit vereinzelt dichterem Tischen“ (Stan Allen 2005).

Das Vorarlberger Rheintal könne man durchaus mit L.A. vergleichen, meint etwa der Vorarlberger Literat Michael Köhlmeier, freilich nicht ganz ohne persiflierenden Unterton: „Seien wir also größenwahnsinnig: Das Vorarlberger Rheintal hat die Besiedlungsstruktur von Los Angeles. Lochau ist Malibu, Bregenz Santa Monica, Hard Venice, Dornbirn (Richtung Bödele) Beverly Hills, Hohenems (weil ich von dort bin) Hollywood, Feldkirch (das Studierstädtle) ist Westwood...“ (Köhlmeier, 1998).

Die von Stan Allen angesprochenen Knoten sind jedenfalls auch im Rheintal häufig an Infrastrukturlinien angelagert. Urbane Strukturen und Abläufe, wie etwa soziale Interaktion und zwischenmenschliche Kommunikation, sind nicht nur in den Zentren zu finden - dort vielleicht sogar immer weniger - sondern z.B. an der Kreuzung zweier Straßen, wo sich eine Tankstelle und in weiterer Folge ein Imbissstand angesiedelt haben.

Was ist denn so neu an diesen Landschaften?

Es sind mehrere Phänomene, die hier gleichzeitig wirken. Es wird zwar von der Vieldeutigkeit der Landschaft gesprochen, es ist jedoch die Vielzahl unterschiedlicher Elemente, welche die Erscheinungsformen prägt. Susanne Hauser zählt auf, was wir in der Zwischenstadt sehen können: „Wohngebiete, Autobahnen, alte und neue Industriegebäude, kanalisierte Flüsse, Tankstellen, Wiesen, Supermärkte, Shopping Malls, Tennisplätze, Diskotheken, Waldstücke, Abfallhalden, Brachflächen, Felder, Flughäfen. Manche Regionen haben keine erkennbare Zeichen einer strukturierten Gestalt oder Strukturen, die mit anerkannten Landschaften und ihrer ästhetischen Qualität in Verbindung gebracht werden“ (Hauser 2005). Es handelt sich dabei weniger um Foucault'sche Heterotopien, als um eine zeitgleich vorhandene Mischung, die Thomas Sieverts als „Gemengelage“ bezeichnet.

Die Maßstäbe sind insgesamt größer geworden. Die Einrichtungen und baulichen Phänomene ähneln sich in verschiedenen Gebieten und verschiedenen Ländern, die regionale Charakteristik tritt in den Hintergrund, die Unterscheidung wird schwieriger. Die verlorene oder zumindest reduzierte Kohärenz solcher Gebiete durch die lesbare Einheit der Landschaft wieder herzustellen - dies ist als These zu finden (vgl. Sieverts), deren Wahrheitsgehalt und Möglichkeit ihrer Realisierung jedoch erst nachgewiesen werden müssen. Ein Ansatz dazu ist der Wechsel der Perspektive zu einer von der Landschaft ausgehenden Sicht.

Die Frage muss gestellt werden, was denn eigentlich diese Landschaft sei. Landschaftsvorstellungen haben sich immer an Bildern orientiert: Bildern von Arkadien, von Wildnis, von Inszenierung. Aber der eigene Garten liegt nicht in der offenen Kulturlandschaft. Die „moderne Verwechslung“ von Natur und Landschaft, wie Lucius Burckhardt es ausdrückt, führt bis heute zu Trugbildern. Wildnis und Romantik als Vorlagen für Landschaftsvorstellungen, auch für die Landschafts- und Gartenkunst, stimmen mit der Realität nicht überein, auch wenn sich Landschaft als ästhetisches Objekt auf den „unerschütterlichen, altmodischen und tief verwurzelten Wunsch (bezieht), mit der Natur in Einklang zu sein“ (Hauser 2005).

Urbarmachung, Bewirtschaftung, Kultivierung und Bebauung von

Landschaft sind verantwortlich für ihr wirkliches Bild und auch für das Gepräge des Zwischenlands. Alles das hat wiederum noch ältere Ursachen in der abiotischen und biotischen Entstehungsgeschichte der Erdoberfläche. Um Landschaftselemente zu beschreiben, die als strukturprägend anzusprechen sind und deswegen Entwicklungen lenken können, sind verschiedene Maßstabebenen heran zu ziehen: Raumprägend sind einerseits topografische, auf der geologischen Entstehung beruhende Elemente, andererseits können auch kleinere Erhebungen, Wasserlinien, Gehölzstrukturen bis zu Einzelbäumen zu landschaftlichen Einheiten führen, die lesbar sind. Um diese Lesbarkeit und damit die Möglichkeit der Einordnung in den Landschafts- und Naturraum zu erhalten, bedarf es genauer Analysen, welche die kulturhistorische Entstehungsgeschichte, naturräumliche Gegebenheiten, Erscheinungsbild und Blickbeziehungen beinhalten.

Es wurde daher im Rheintal damit begonnen, Strukturträger zu definieren, die als Steuerungsfaktoren für die Siedlungsentwicklung dienen können. Auch wenn Westösterreich nahe an der Schweiz liegt und mit einer Gebirgslandschaft assoziiert wird, ist die breite Talsohle des Rheintales flach. Die Berge sind jedoch als Orientierungspunkte wirksam, begrenzen die erfahrbare Raumeinheit und machen den Talraum erst als solchen erlebbar.

War einer unserer Ausgangspunkte die Frage nach den Rändern und deren Ausformulierung und Grenzziehung gewesen, so stellte sich im Zuge der Bearbeitung immer mehr heraus, dass die Mischstruktur die eigentliche Charakteristik dieses Landschaftsraumes ist. Seine Qualitäten bezieht er aus einer fraktalen Randausbildung (Sieverts), die eine enge Verschränkung von Stadt und Land, Siedlung und offener Landschaft ermöglicht. Viele BewohnerInnen empfinden den direkten Bezug zur offenen Landschaft als enorme Qualität. Um die Sicht aus der Perspektive der Landschaft zu schärfen, haben wir Randtypen ausgeforscht, welche sich aus der Landschaft selbst ergeben. Die Analyse ergab, dass landschaftliche Elemente unterschiedlich stark randprägend sein können. So sind etwa Felswände dauerhaft randprägend, während andere Strukturen wie Baumreihen, Wasserläufe, Nutzungen (etwa Baumhaine), etc. schwächer wirksam sind. Die Möglichkeit der Ableitung einer siedlungsprägenden Struktur aus landschaftlichen Vorgaben hängt somit von der Genauigkeit der Analyse der Landschaft und vom bewussten Umgang mit ihr ab.

Literatur:

- Stan Allen, Otto Wagner Lecture Wien 2005
 Jürgen H. v. Reuß: Gartenstadt als „Stadt der Gärten“. Leberecht Migges Beitrag zur Gartenstadt. In: F. Bollerey / G. Fehl / K. Hartmann (Hg.): Im Grünen wohnen – im Blauen planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt. Hamburg 1990, S. 247-266
 Graham Shane: The emergence of „Landscape Urbanism“. In: Harvard Design Magazine No. 19, Fall 2003/Winter 2004
 Michael Köhlmeier zit. in: Otto Kapfinger: Baukunst in Vorarlberg seit 1980. Kunsthaus Bregenz, Hatje 1989
 Susanne Hauser: The Aesthetics of Urbanised Landscapes. In: Institute for Landscape Architecture ETH Zürich (Hg.): Landscape Architecture in Mutation. Zürich 2005
 Sébastien Marot: suburbanisme et art de la mémoire. In: Masbouni 2001, S. 16f.



Die Mischstruktur ist die eigentliche Charakteristik dieses Landschaftsraumes.



Ariella Masbouni: penser la ville par le paysage, projet urbain. La Vilette 2001

Thomas Sieverts: Die Zwischenstadt. Berlin 2001

Lucius Burckhardt: Öffentlichkeit und Landesplanung. Zürich 1970, zit. in: Dieter Kienast: „Die Gestalt des öffentlichen Raumes“ in: Dieter Kienast: Die Poetik des Gartens. Über Chaos und Ordnung in der Landschaftsarchitektur. Basel 2002, S. 67-69

Barbara Böhler: Landschaft als Entwicklungsträgerin für periurban geprägte Räume. Diplomarbeit am Institut für Landschaftsarchitektur, Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur, Universität für Bodenkultur Wien, 2006

Lilli Lička

Landschaftsarchitektin

seit 2003 Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur am Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur, Universität für Bodenkultur Wien.

Mitbegründerin von KoseLička, Landschaftsarchitektur Wien (seit 1991), Forschung und Praxis in den Niederlanden (1989-1990), Studium der Landschaftsökologie und -gestaltung (Abschluss 1989)

„Städtische Qualitäten“

Christa Kamleithner

11

Das Projekt „Vision Rheintal“ hat sich zum Ziel gesetzt, die Region als Gesamtes und in ihren Zusammenhängen zu erfassen und zu gestalten. Eine zentrale Frage ist, ob sich die Bewohner und Bewohnerinnen einer solchen Region überhaupt mit dieser, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung, identifizieren und was für ein Bild, was für eine Vorstellung sie von dieser Region haben. Schon vor drei Jahren wurde eine Befragung¹ unternommen und ausgewertet. Dabei wurde eine zwiespältige Situation sichtbar:



Viele Bewohner und Bewohnerinnen des Rheintals nutzen einen relativ großen Raum und pendeln täglich zwischen verschiedenen Einrichtungen und Orten - ihre Wege erfassen also die Region im Gesamten. Ihr Verhalten entspricht, so könnte man sagen, einem „städtischen“ und differenzierten, insofern als sie nicht ortsgebunden agieren, sondern aus einer Vielzahl von Angeboten wählen und sich ein individuelles Netz aus Arbeits-, Freizeit- und Wohnorten zusammensetzen. Dieser alltäglichen Realität steht, so folgere ich aus der Studie, die persönliche Empfindung wie auch das Verhalten der Politiker gegenüber, die sich nach wie vor an ländlichen Raum- und Denkmustern orientieren: Als identitätsstiftend und als sozialer Bezugspunkt wird nicht die gesamte Region aufgefasst, sondern nur der jeweilige lokal begrenzte Wohnort.

Dieser Diskrepanz entspricht der uneindeutige räumliche Charakter der Region, die einerseits ländliche, andererseits städtische Qualitäten aufweist. Die Aussagen der Befragten sind in dieser Hinsicht entsprechend unterschiedlich ausgefallen: Manche meinen, dass das Rheintal eine urbane Struktur habe, andere wiederum meinen, dass urbane Zonen erst zu entwickeln wären. Manche sehen das Rheintal als eine Stadt an, andere sehen nur eine suburbane Gemengelage. Wieder andere betonen den ländlichen und kleinräumigen Charakter.

*Als sozialer
Bezugspunkt wird nur
der jeweilige lokale
Wohnort aufgefasst.*

1.

Diese Unklarheit betrifft heute viele Regionen, und die zunehmende Ununterscheidbarkeit von Stadt und Land(schaft) ist zu einem Thema geworden, das seit einigen Jahren den Planungsdiskurs beschäftigt. Ein prominent gewordener Begriff für dieses räumliche Phänomen ist „Zwischenstadt“, den der Stadtplaner Thomas Sieverts² geprägt hat; ebenso ist die Rede von „verstädterter Landschaft“, „Stadtlandschaft“, oder es wird auf den schon lange gängigen Begriff „Agglomeration“ zurückgegriffen.

Alle diese Bezeichnungen beziehen sich auf einen Raumtypus, der bisher als „Peripherie“ oder als „Suburbia“ bezeichnet wurde oder immer noch wird. Die typischen Elemente in diesem Raum sind Einfamilienhaus- und Großwohnsiedlungen, Gewerbekomplexe und Industrieanlagen, große Verkehrsbauwerke und andere technische Infrastrukturen, sowie dazwischen liegende Felder oder auch Brachen. Zunehmend siedeln sich ehemals in Städten anzutreffende tertiäre Funktionen an, in der Form von Einkaufs-, Unterhaltungs- und Dienstleistungszentren. Damit emanzipieren sich diese Zonen von den alten Kernstädten, auf die sie ursprünglich bezogen waren - und deshalb werden Begriffe notwendig, die zeigen, dass es nicht mehr um eine Peripherie geht, die sich auf ein Zentrum bezieht, sondern um ein eigenständiges Geflecht verschiedener Räume.



*Städtische Qualitäten,
deren Stärkung ein
wünschenswertes Ziel
sein könnte.*

Besonders sinnfällig wird ein Begriff wie „Zwischenstadt“ für jene Regionen, die immer schon von vielen kleineren Städten geprägt sind, wo keine älteren Großstädte, also keine eindeutigen Zentren, existieren und eine polyzentrische Struktur daher vorgezeichnet ist. Dies ist in vielen Regionen im Westen Deutschlands, etwa im Ruhrgebiet oder in der Region Frankfurt/Rhein-Main der Fall, im Tiefland der Schweiz, und eben auch in Vorarlberg. Suburbane Bebauungsformen finden sich mittlerweile aber auch weit entfernt von Städten, am Rande ländlicher Gemeinden, an Autobahnrandern und insbesondere -knotenpunkten, überall da, wo sich die moderne Logistik bemerkbar macht. Dies kann selbst im hochalpinen Gelände der Fall sein, etwa wo touristische Brennpunkte entstanden sind.

Thomas Sieverts hat darauf hingewiesen, dass sich in diesem Prozess der arbeitsteiligen Vernetzung zwischen einzelnen Städten und Gemeinden zu einer Agglomeration die alten Stadt- und Dorfkerne verändern: Sie sind zwar nach wie vor identitätsstiftend und werden als Zentren begriffen, geben jedoch in vielen Fällen Funktionen, wie etwa den Einzelhandel, an Großkomplexe an den Gemeindegrenzen ab. Ebenso verändert sich der Charakter der Landschaftsinseln in diesem Raum: Sie rücken vom Rand einer Gemeinde in die Mitte eines größeren Siedlungszusammenhangs; entsprechend verändern sich die Ansprüche an sie und werden etwa Freizeitnutzungen wichtiger. Lockere Bebauung, alte kompakte Kerne und dazwischen liegende Grünflächen hängen funktional zusammen und müssen als Teile eines zusammenhängenden Agglomerationsraumes begriffen werden.

Einen städtischen Charakter haben diese Gebiete „zwischen Stadt und Land“³, wie eingangs dargestellt insofern, als sich ihre Bewohner und Bewohnerinnen „städtisch“ verhalten. Sie leben nicht auf einen kleinen abgeschlossenen Raum bezogen, und auch wenn die Heimatgemeinde für ihre persönlichen sozialen Netze nach wie vor wichtig ist, beschränken sie sich nicht darauf - sie können auch über kulturelle, sportliche und andere Infrastrukturen in den benachbarten Gemeinden verfügen. Der Reichtum an Möglichkeiten in beruflicher, freizeitbezogener oder sozialer Hinsicht entspricht dann durchaus dem in einer größeren Stadt. Dennoch unterscheiden sich diese Gebiete maßgeblich von dem, was bisher unter Städten verstanden wurde - was in einigen Hinsichten als positiv, in anderen als negativ empfunden werden kann.

Das Ladenburger Kolleg, das sich mit der „Zwischenstadt“ beschäftigt und versucht, Vorschläge zu ihrer Qualifizierung⁴ zu machen, geht davon aus, dass eine „Urbanisierung“ der Zwischenstadt ein wesentliches Planungsziel wäre. Ich hatte als Mitarbeiterin in dem von Susanne Hauser geleiteten Teilprojekt „Stadt und Landschaft“ die Aufgabe, mich der Zwischenstadt aus städtischer Perspektive anzunähern, ihr die verschiedenen Formen, die „Stadt“ historisch angenommen hat, gegenüberzustellen. Was ich von diesem Hintergrund aus im Folgenden versuchen möchte ist, wesentliche städtische Qualitäten aufzuzeigen, deren Stärkung in der Region Rheintal ein wünschenswertes Ziel sein könnte.

2.

Diesen Versuch muss ich mit der Bemerkung beginnen, dass es dabei nicht möglich ist, sich auf eine eindeutige Stadtdefinition zu beziehen. Das rührt zum einen daher, dass sich die verschiedensten Disziplinen mit ihr beschäftigen und dabei verschiedene Schwer-

punkte setzen, aber auch daher, dass sich die Städte historisch stark verändert haben. Man kann nicht von „der“ Stadt im Allgemeinen sprechen, sondern nur von verschiedenen historischen Stadttypen.

Wenn man heute von „Stadt“ spricht, denkt man meist an großstädtische Situationen, und das heißt dann auch, dass man an einen spezifischen Teil der Stadt denkt, nämlich an ihr Zentrum. Die Bilder, die sich mit der Vorstellung von „Stadt“ verbunden haben, sind jene von innerstädtischen Straßen, an die Geschäfte und Cafés grenzen und die überaus belebt sind. Hier finden sich jene zentralen Funktionen, die Städte im Unterschied zu anderen Ansiedlungen immer wesentlich ausgemacht haben und die ein wesentliches Kriterium von Stadtdefinitionen sind. Diese zentralen Funktionen – aus heutiger Sicht wären dies Handel, Dienstleistungen, Kultur und Verwaltung – sind in den großstädtischen Zentren in ausgezeichnetem Maße zu finden, ja es gibt dort oft nichts anderes mehr.

Eine solche Stadtvorstellung ist ausgesprochen reduziert, der Begriff „Stadt“ wird hier auf sehr spezifische Räume und Tätigkeiten eingeschränkt. Aus diesem Blickwinkel ist es schwer, für eine „Urbanisierung“ der Zwischenstadt zu plädieren, denn diese Bilder können nicht für Industriegebiete oder Wohnsiedlungen adaptiert werden. Und auch wenn das dichte innerstädtische Getriebe seine Qualitäten hat und von vielen geschätzt wird, ist es ebenso verständlich, dass andere sich diesem eher entziehen möchten. Doch kann man auch auf andere Stadtbilder zurückgreifen: Die historische Stadt war nie nur Zentrum, sondern beinhaltete Wohnraum, Produktionsraum und auch Grünraum, in veränderlichen Anteilen. Insgesamt kann man sagen, dass die „Stadt“ einmal einer wesentlich größeren Vielfalt an Nutzungen Raum geboten hat, als dies heute in den Innenstädten, die den Begriff „Stadt“ für sich vereinnahmen, der Fall ist.

Die Innenstädte können jedoch nicht einfach synonym für „Stadt“ gesetzt werden, sondern sie sind das Ergebnis einer spezifischen historischen Entwicklung, der so genannten Citybildung.⁵ In vielen europäischen Großstädten setzte dieser Prozess Ende des 19. Jahrhunderts ein, wobei schon wesentlich früher eine Tendenz dazu festzustellen ist. Unter dem Begriff Citybildung wird das Sinken der Einwohnerzahl in den Zentren verstanden, das mit einer Verdichtung der tertiären Funktionen einhergeht. Während die Wohnbevölkerung an den Stadtrand zieht, rücken Handel, Dienstleistungen, Kultur- und Verwaltungseinrichtungen zusammen oder entstehen überhaupt erst neu und bilden ein Zentrum aus, auf das die anderen Stadtteile und die weitere Umgebung bezogen sind. Während es in der City immer lauter und hektischer wird, kehrt in den Wohnvierteln Ruhe ein.

Eine Reihe an Verschiebungen erfolgt hier gleichzeitig: Der Citybildungsprozess ist Teil eines größeren Prozesses, nämlich der Ausdifferenzierung der Stadt in verschiedene funktionale Zonen, einhergehend mit einer Ausdehnung der Stadt in ihr Umland. Die Grenzen zwischen Stadt und Land(schaft) beginnen zu verschwimmen, beides wird von einer Neustrukturierung erfasst.⁶

Ein weiterer Faktor dieses Prozesses ist die Industrialisierung, die die wichtigste Ursache des städtischen Wachstums im 19. Jahrhundert ist. Die Industriebetriebe lassen sich jedoch eher an den



Der Ubiquität städtischer Lebensweisen steht ein Verschwinden städtischer Bauformen gegenüber.



Rändern der Städte nieder. Ihr Maßstab sprengt den Rahmen der alten kleinteiligen städtischen Struktur - man kann sagen, dass die Industrie nie wirklich ein Teil der Stadt war. Dennoch spricht man von Verstädterung, womit das Aufbrechen ländlicher Lebensweisen und die Mobilisierung großer Teile der Bevölkerung gemeint ist. Mit der Industrialisierung entstehen an den Rändern der Städte bereits jene baulichen Strukturen, die wir heute suburban nennen. Diese, von großmaßstäblichen Bauwerken und diffuser Bebauungsstruktur geprägten Gebiete finden sich aber auch da, wo nie eine Stadt war; ein Beispiel für eine solche Agglomeration, die nicht auf der Ausdehnung einer historischen Stadt beruht, sondern durch die Anreicherung von Industriebetrieben entstanden ist, ist das Ruhrgebiet.⁷

Seit den 1950er und -60er Jahren schreitet der Prozess der Suburbanisierung bedingt durch die Automobilisierung breiter Bevölkerungsschichten, rasch voran. Der Ubiquität städtischer Lebensweisen, wenn man darunter eine gewisse Mobilität, Weltläufigkeit und soziale Ungebundenheit versteht, steht ein Verschwinden traditioneller baulicher Stadtformen gegenüber, was die Rede von „Stadt“ und „Urbanität“ schwierig macht.

3.

Den zuvor beschriebenen Prozess der Ausdifferenzierung kann man auch als eine Bündelung und Neuverteilung gesellschaftlicher Aufmerksamkeit lesen. Während sich die Stadtzentren als Brennpunkte herausstellen, fallen die Wohn- und Produktionsbereiche aus der Wahrnehmung heraus, erfahren eine Privatisierung. Dies ist an der Verteilung öffentlicher Mittel und am Maß der Gestaltung privater Gebäude wie öffentlicher Räume ebenso ablesbar wie an der Erschließungsstruktur: Ist diese in den Zentren - auch deswegen, weil diese meist dort sind, wo schon alte Städte waren - vergleichsweise dicht gewebt und durchlässig, wird dieses Netz an den Rändern der Städte immer weitmaschiger. Wo die private Bautätigkeit nur begrenzt koordiniert wird, kann es sein, dass sich eine Siedlungsstruktur als äußerst unzugänglich erweist. Offenbar wird davon ausgegangen, dass sich auf diese Gebiete keine weiteren Bedürfnisse richten und kein öffentlicher Anspruch besteht.

Zentrale und periphere Räume bzw. traditionelle Städte und gegenwärtige Agglomerationen sind in ihren räumlichen Mustern wesentlich verschieden, was einiges über die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse aussagt. Die neuen Stadtlandschaften entstehen durch Projektion einzelner Bedürfnisse in den Raum, sie folgen keinem übergeordneten Konzept und die Nahtstellen und Zwischenräume erfahren eine geringe Beachtung und Gestaltung. Die Bedürfnisse erscheinen als ein Nebeneinander monofunktionaler und nach innen orientierter (Groß-)Einheiten. Die Zwischenstadt wird von (ökonomisch begründeten) Privatinteressen geprägt, immer größere Flächen sind unzugänglich, und die öffentlichen Räume sind ausschließlich für den motorisierten Verkehr bestimmt.⁸

Wohnen und Arbeiten findet vornehmlich in Bereichen statt, die von der öffentlichen Zirkulationssphäre weitgehend entkoppelt sind.

Dieser sich aus insularen Lagen zusammensetzende und immer mehr dominierende Raumtypus spiegelt die wirtschaftliche, gesellschaftliche und technische Entwicklung unserer Zeit. Er wäre nicht alltagstauglich ohne die fortgeschrittene Automobilisierung, und er bringt die nicht nur in diesem Bereich festzustellende Tendenz zur Individualisierung zum Ausdruck. Die Planung ist in komplexer Weise an seiner Entstehung beteiligt: Einerseits ist er ein Resultat der Nichtabstimmung von Planungsentscheidungen, die auf verschie-

denen institutionellen Ebenen getroffen werden, andererseits hat die moderne Planung, die die Stadt in die vier Funktionen, Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Verkehr, aufgeteilt hat und dies größtenteils immer noch tut, diese Entwicklung auch gefördert.

4.

Wenn man diesem sich ausbreitenden Raummuster traditionelle Stadtstrukturen gegenüberstellt, zeigt sich, dass in diesen ein ganz anderes Verhältnis von privaten und öffentlichen Räumen herrscht: Die einzelnen Interessen und Nutzungen treten hier hinter dem öffentlichen Raum, der das Erleben der Stadt vornehmlich prägt, zurück; dessen Anteil an der Gesamtfläche ist verhältnismäßig groß, während die einzelnen Parzellen eher von geringer Größe sind, das öffentliche Erschließungsnetz daher entsprechend durchlässig.

Die Vielfalt an Nutzungen, die innerhalb einer solchen „städtischen“ Struktur stattfinden, hat sich seit dem 18. bzw. insbesondere seit Ende des 19. Jahrhunderts sukzessive reduziert. Heute scheinen darin nur mehr jene Tätigkeiten vorstellbar, die genuin auf Kommunikation und Austausch hin angelegt sind, also jene tertiären Funktionen, wie sie in den Stadtzentren zu finden sind. Wohnen und Arbeiten findet hingegen vornehmlich in Bereichen statt, die von der öffentlichen Zirkulationssphäre weitgehend entkoppelt sind.

In vorindustriellen Städten war die bauliche Struktur nicht zuletzt aufgrund der Besitz- und Arbeitsverhältnisse für so gut wie alle Nutzungen brauchbar: Die räumliche Kleinteiligkeit widerspiegelt ein ebensolches Wirtschaftsleben, in dem die verschiedenen Gewerbe und der Handel kleinmaßstäblich strukturiert waren. Die Nähe von Häusern, in denen noch gewohnt und gearbeitet wird, zum öffentlichen Raum basierte auf wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Der öffentliche Raum wurde überaus intensiv genutzt, für verschiedene Arbeitstätigkeiten ebenso wie für gemeinsame Feste; seine Gestaltung und Nutzung widerspiegelt den engen Zusammenhalt der Stadtgemeinde.⁹

Bemerkenswert erscheint mir der Gegensatz eines solchen Stadtbildes zu jenem, das wir heute von „Stadt“ haben. Die Produktion ist hier nicht nur ein wesentlicher Faktor des städtischen Lebens, sondern beschränkt sich auch nicht nur auf die handwerkliche: In vielen kleinen Städten wurde bis ins 19. Jahrhundert hinein oder darüber hinaus Landwirtschaft betrieben - etwas, das gerne vergessen wird, da die Landwirtschaft einen selbstverständlichen Gegenpol zur Stadt zu bilden scheint.¹⁰ Die Lebensweise in diesen Städten war aber von der ländlichen gar nicht so verschieden.

Solche Städte können kaum ökonomisch als Stadt definiert werden und zeichnen sich auch nicht durch das Vorhandensein vieler zentraler, also „städtischer“, Funktionen aus; wesentlich für sie ist vielmehr eine besondere rechtliche Stellung, und daraus folgend die mehr oder weniger große Möglichkeit der Selbstverwaltung, sowie eine entsprechende politische Kultur, die sich räumlich und baulich auswirkt. Was sich hier zeigen lässt, ist, dass im Grunde alle Nutzungen in „städtischer“ Weise organisiert werden können.

Demgegenüber steht ein Stadtbild, aus dem die Produktion, die landwirtschaftliche wie die gewerbliche, verschwunden sind. Dieses Bild hat sich seit dem 18. Jahrhundert mit den damals neuen Re-



Neue öffentliche Räume werden sich vielfach nur temporär und auf privaten Grund und Boden einrichten lassen.

Neue Orte und Institutionen des öffentlichen Austauschs schaffen!



sidenz- und Hauptstädten entwickelt, in denen sich eine kultivierte städtische Lebensweise deutlich von der ländlichen absetzte. Hier hat das heute geläufige Bild von „Stadt“, das diese mit tertiären Funktionen verknüpft, einen Ausgangspunkt, mit der Citybildung im ausgehenden 19. Jahrhundert wird es dann nachhaltig befestigt.

Wenn man nun nach Möglichkeiten einer „Urbanisierung“ der Zwischenstadt sucht, wird man sich nicht nur von Stadtbildern leiten lassen können, die sich auf ausgewählte städtische Funktionen, auf Kultureinrichtungen oder auf den Einzelhandel, beziehen; sondern es wird vielmehr darum gehen, Gebiete, in denen vornehmlich gewohnt oder gearbeitet wird, und insbesondere auch Grünräume, in „städtischer“ Weise zu gestalten - und das würde zunächst einmal heißen, diesen Gebieten öffentliches Interesse zuzuwenden, sie zugänglich zu machen und den öffentlichen Raum in ihnen zu stärken.

5.

Das Unterfangen, den öffentlichen Raum in der Zwischenstadt zu stärken, kann sich zwar auf historische Ausformungen von „Stadt“ berufen, es kann jedoch nicht auf konkrete Bilder zurückgreifen. Dazu hat sich die gegenwärtige wirtschaftliche und gesellschaftliche Struktur zu sehr gewandelt - insbesondere die Großmaßstäblichkeit von Industrie und Gewerbe wie auch der Vertriebsstrukturen stehen dagegen, genauso wie die hohen Geschwindigkeiten, die die öffentlichen Räume heute dominieren. Wie sich öffentlicher Raum in den neuen Stadtlandschaften gestalten könnte, muss also erst erfunden werden.

Dazu drei Ansatzpunkte, die zeigen, in welche Richtung ein solcher Denk- und Planungsprozess gehen könnte:¹¹

1. Neue öffentliche Räume an den Rändern von Städten und Gemeinden und dazwischen einzurichten wird weniger eine architektonische Aufgabe als eine der Freiraumplanung sein. Sie werden vielfach ausgesprochen grün sein und für verschiedene Freizeitnutzungen zur Verfügung stehen. Sie wären beispielsweise vorstellbar als ein zweites Wegenetz für die langsameren Fortbewegungsarten, mit denen sich die Region auf genussvolle Weise erschließen lässt.

2. Neue öffentliche Räume werden sich auch vielfach nur temporär und auf privatem Grund und Boden einrichten lassen. Großmaßstäbliche Objekte, weitläufige (private) Flächen könnten mit zusätzlichen Nutzungen angereichert und unzugängliche Gelände zeitweilig für eine größere Öffentlichkeit erschlossen werden. Künstlerische Interventionen beschreiten diesen Weg schon seit längerem, hier kann also durchaus auf Vorbilder zurückgegriffen werden.

3. Die Region Rheintal als „Stadt“ zu begreifen hieße insbesondere, Orte und Institutionen des öffentlichen Austauschs zu schaffen, die einzelnen Interessen und Ansprüche öffentlich zu verhandeln und zu koordinieren und zu einer gemeinsamen Planung und Gestaltung zu gelangen. Auf einen solchen diskursiven Prozess hat sich das Projekt „Vision Rheintal“ eingelassen und den wesentlichen anfänglichen Schritt gesetzt.

¹ Markus Berchtold, Friedrich Schindegger, Entwicklungsprozess Vision Rheintal. Befragung 2003, hg. vom Amt der Vorarlberger Landesregierung, Bregenz 2003

² Thomas Sieverts, Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig/Wiesbaden 1997

³ S. Anm. 2

⁴ S. www.zwischenstadt.net

⁵ Heinrich J. Schwippe, Prozesse sozialer Segregation und funktionaler Spezialisierung, in: Heinz Heineberg (Hg.), Innerstädtische Differenzierung und Prozesse im 19. und 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 1987

⁶ Susanne Hauser, Industrieariale als urbane Räume, in: Walter Siebel (Hg.), Die europäische Stadt. Frankfurt/M. 2004

⁷ Jürgen Reulecke, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt/M. 1985

⁸ Susanne Hauser, Christa Kamleithner, Zur Ästhetik der Agglomeration, in: Ausdruck und Gebrauch - Dresdner wissenschaftliche Halbjahreshefte für Architektur Wohnen Umwelt 6, erscheint 2006

⁹ Richard van Dülmen, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Zweiter Band: Dorf und Stadt, 16.-18. Jahrhundert. München 1992

¹⁰ S. Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Teilband 5: Die Stadt. Tübingen 2000

¹¹ S. Anm. 8

Christa Kamleithner

studierte Architektur und Philosophie in Wien und war Redakteurin bei „dérive - Zeitschrift für Stadtforschung“. Von 2004-05 wissenschaftliche Projektmitarbeiterin an der TU Graz im Rahmen des Ladenburger Kollegs zur Zwischenstadt. Seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität der Künste Berlin, Fachbereich Kunst- und Kulturgeschichte. Sie ist Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Architektur.

„Rheintalstadt“

Thomas Sieverts



Es hat sich in den letzten 50 Jahren ein neuer Typ von Siedlungsstruktur heraus gebildet.

Ich habe viel von Vorarlberg gehört. Ich habe in Zeitschriften darüber gelesen, mit Kollegen an der Hochschule darüber gesprochen und heute habe ich das erste Mal die Gelegenheit gehabt, Vorarlberg mit eigenen Augen zu betrachten. In Form der Exkursion, die wir heute hatten.

Vorarlberg interessiert mich deswegen ganz besonders, weil ich mich in den letzten Jahren mit einem Siedlungstyp beschäftigt habe, der der „Rheinstadt“ oder der „Vorarlbergstadt“ sehr ähnlich ist. Das ist diese Art von Stadt, bei der man nicht mehr unterscheiden kann, ist sie noch Land oder ist sie eigentlich schon Stadt? Wir befinden uns momentan - das ist meine These - in einer Zeit der Umbrüche. Unsere Städte werden zwar noch etwas wachsen, aber gemessen auf 25 Jahre bedeutet das weniger als ein Prozent Wachstum im Jahr. Das ist nicht gewaltig viel. Vielmehr haben wir es im Wesentlichen mit einer Bevölkerungsstagnation zu tun - bei uns in Deutschland in vielen Bereichen auch mit einer Bevölkerungsabnahme. Das bedeutet, dass unsere Städte in eine Phase der Konsolidierung geraten. Sie werden nicht mehr erheblich wachsen, sondern wir werden im Wesentlichen mit dem arbeiten, was wir haben. Das ist meine erste wichtige These. Und ich meine, wenn wir genauer hinschauen, haben wir eigentlich von allem zu viel. Wir haben Wohnflächen, die sich in den letzten 40 Jahren verdreifacht haben. Als ich Jüngling war, lag die Wohnfläche bei 12 m² pro Person. Heute liegt sie in Deutschland bei über 40 m² und ich glaube im Nachbarland Schweiz bei über 50 m² pro Person. Das müsste eigentlich auf eine gewisse Sättigung zulaufen, denn soviel Fläche brauchen wir gar nicht. Auch das Wirtschaftswachstum wird auf einem sehr hohen Produktionsniveau noch ein bisschen weiter wachsen, aber im Wesentlichen werden wir es auch dort mit eher langsamen Zuwächsen zu tun haben. Für unsere Städte ist die Phase der Konsolidierung gleichzeitig dadurch geprägt, dass unsere Bevölkerung sich sehr stark verändert. Wir wissen alle, der Anteil der Alten an der Bevölkerung wird sehr stark steigen, Kinder werden weniger werden. Die Gesellschaft wird sich in dieser Hinsicht ändern: Sie wird eher ruhiger, eher weniger dynamisch, weniger mobil sein, als sie es bisher gewesen ist. Auch das ist eine historische Zensur in der Entwicklung unserer Städte, die ja in den letzten 50 Jahren, seit dem zweiten Weltkrieg, eine ungeheuere Dynamik durchgemacht haben.

Was ich gesagt habe gilt für die europäischen Städte, nicht für die Städte in der dritten Welt, die weiter wachsen; aber zumindest für die Städte Mittel- und Nordeuropas gilt es. Polen ist ein Land, das noch wächst, aber ansonsten können wir davon reden, dass ganz Europa in eine Phase der Konsolidierung eintritt, was die Bevölkerung betrifft.

Es hat sich in den letzten fünfzig Jahren ein neuer Typ von Siedlungsstruktur heraus gebildet, der drei Ursachen hat: Die eine Ursache ist der enorm gewachsene gesellschaftliche Reichtum. Unsere Kaufkraft hat sich in den letzten fünfzig Jahren versechsfacht. Diese gewachsene Kaufkraft ist einerseits angelegt worden in Flächen - unsere Wohnfläche hat sich, wie erwähnt, verdreifacht. Das ist nur bei entsprechendem gesellschaftlichem Reichtum möglich. Außerdem ist die Kaufkraft angelegt worden in verfügbare Zeit - die

Arbeitszeiten sind in den letzten fünfzig Jahren von über 48 auf teilweise 36 Stunden pro Woche gesunken. Wenn Sie dazu rechnen, dass wir im Schnitt 10-20 Jahre älter werden als damals, dann hat sich die freie Zeit, die jeder von uns zur Verfügung hat, im genannten Zeitraum in etwa verdoppelt. Und das bedeutet, dass wir sehr viel mehr Zeit haben für Nichtarbeit. Zum Beispiel fürs Wohnen, wir können unsere größeren Wohnflächen viel besser bewohnen. Aber im Wesentlichen drückt sich das in unseren Freizeitaktivitäten aus. Also eine Verdreifachung der Wohnflächen und eine Verdopplung der Zeit; und, was hinzukommt, der dritte Teil unseres Reichtums wurde in Mobilität angelegt. Zum Beispiel in Reisen, insbesondere aber in Autos. Als ich Kind war, konnten wir auf den Straßen spielen und ein Auto kam alle fünf Minuten vorbei; heute ist das nicht mehr möglich. Die Automobilität ist enorm gewachsen. Der Durchschnitt liegt heute meines Wissens in Vorarlberg bei zwei Autos pro Haushalt. Auch das hat unser Leben in Hinsicht auf die Flächeninanspruchnahme ganz gewaltig verändert. Den Siedlungstyp, der dabei entstanden ist, kennen wir - Vorarlberg ist prototypisch ein solcher Siedlungsfall. Bestehend aus großen Einfamilienhäusern, in denen sich dieser Flächenzuwachs zeigt. Dazu folgendes Beispiel: Hongkong mit zehn oder zwölf Millionen Einwohnern ist auf einem Viertel der Fläche von Berlin gebaut. Die Wohnfläche pro Person beträgt in Hongkong etwa ein Fünftel bis ein Zehntel von der durchschnittlichen Wohnfläche hier. Nur um anzudeuten, wie es möglich ist, dass dieselbe Menge Menschen heute dreimal soviel Siedlungsfläche braucht wie vor 50 Jahren. Vorarlberg ist, abgesehen von den alten Ortskernen wie Bregenz oder Feldkirch, in dieser Zeit im Wesentlichen in die Breite gewachsen. Und dieser Siedlungstyp, der ursprünglich zu erklären war als überlaufende Städte, immer noch abhängig als Vorort von den Mutterstädten, dieser Typ macht sich zunehmend selbstständig. Die Arbeitsplätze sind nachgezogen, die Einkaufszentren sind nachgezogen. Es gibt viele Bewohner - auch in den Agglomerationen mit klassischen großen alten Städten in der Mitte -, die kaum noch in die alten Städte gehen, weil sie längst neue Wohnfelder und Lebensfelder in den Vororten gefunden haben. Und das ist dieser Typus, in dem heute in Deutschland, je nachdem, wie man ihn abgrenzt, mehr als die Hälfte der Bevölkerung wohnt und arbeitet.

Das Interessante an dieser Struktur ist nun, dass man sie eigentlich schlecht charakterisieren kann. Das zeigt sich schon daran, dass es für diese Strukturen keinen allgemein gültigen Begriff gibt. Vorort stimmt nicht mehr, weil es kein Vorort mehr ist. Die Amerikaner nennen es Postsuburbia, aber das ist auch ein großer Kunstname. Ich habe es Zwischenstadt genannt, weil es zwischen Stadt und Land liegt und in der Wirtschaft zwischen dem globalisierten Wirtschaftsgeschehen und der örtlichen lokalen Wirtschaft. Und phänomenologisch auch zwischen dem, was Christa Kamleithner als traditionelle Stadt bezeichnet hat, und dem, was wir hier beobachten können. Aber auch Zwischenstadt ist ein Kunstbegriff.

Und in diesem Kunstbegriff zeigt sich, glaube ich, auch schon das Dilemma, vor dem die Rheintalstadt steht. Mich hat Herr Lutz vom Bahnhof abgeholt und wir haben uns über das Rheintal unterhalten. Ich habe versucht, mir ein Bild zu machen, und dieses Bild ist in bestimmter Hinsicht ein besonderes, worauf ich noch näher eingehen werde. Es zeigt in vieler Hinsicht die Strukturmerkmale, die die europäische Stadt in den letzten 50 Jahren angenommen hat.



*Zwischenstadt -
weil es zwischen Stadt
und Land liegt.*



*Eigentlich ist diese
Rheintalstadt eine einzige
große Gartenstadt.*

Auf der einen Seite empfinden sich die Bewohner immer noch als ländlich. Ich glaube, dass gilt ganz ausgeprägt für die Rheintalstadt, für Vorarlberg. Obwohl sie längst als Angestellte arbeiten und in den Shoppingcentern einkaufen: Wenn man Sie fragt, ob sie in der Stadt oder am Land leben, dann sagt - das hat auch die Identitätsstudie gezeigt - wahrscheinlich immer noch die Mehrheit: „Wir leben auf dem Land“. Andererseits, wenn man sich die Lebensmerkmale anschaut, ist das natürlich längst Stadt. Der Anteil der Bauern, habe ich gehört, liegt bei einem Prozent der Beschäftigten hier in der Gegend; obwohl die Landschaft noch von der Landwirtschaft als Erscheinungsbild geprägt ist, spielen die Bauern ökonomisch und gesellschaftlich eigentlich kaum noch eine Rolle. Es besteht immer noch eine starke Loyalität der Rheintalstädter, der Vorarlberger, zu ihrer eigentlichen Heimatgemeinde, obwohl die Heimatgemeinde als Lebensraum längst überschritten worden ist und fast täglich die ganze Stadt, wie ich sie jetzt nenne, zwischen Bregenz und Feldkirch benutzt wird.

Ich glaube, eine der ganz wichtigen Fragen ist, ob sich die Vorarlberger dazu durchringen können zu sagen: „Ja, wir wohnen in einer Stadt“. Denn ich glaube, eine solche Entscheidung müsste gefällt werden, um eine Weiterentwicklung dieses Stadttyps in Zukunft auf eine breite Zustimmung der Bevölkerung stellen zu können. Denn solange die Bewohner des Rheintals sich immer noch vermeintlich in einer ländlich-dörflichen Struktur bewegen, kann der nächste Schritt der Qualifizierung - der nötig ist - politisch nur sehr schwer erreicht werden. Das ist die ganz große, schwierige Frage.

Was man jetzt schon beobachten kann ist - und das ist ja historisch ein besonders interessantes Merkmal dieser Vorarlbergstadt, dieser Rheinstadt - dass es kein eindeutiges Zentrum gibt. Dass es auch keine eindeutige Hauptstadt in dieser Stadttagglomeration gibt, sondern dass sich die wichtigen Funktionen auf drei Städte aufteilen: Bregenz, Dornbirn und Feldkirch. Das ist etwas, was in anderen Regionen angestrebt wird, um über eine Dezentralisierung der zentralen Funktionen eine gleichgewichtigere Entwicklung der Städte zu erreichen. Das ist eben hier von der Geschichte in den Schoß gelegt worden. Meiner Meinung nach eine große Qualität, ein großes Pfund, mit dem es zu wuchern gilt.

Ich meine, nachdem ich mir die Karten und die Landschaft angeschaut habe, eigentlich ist diese Rheintalstadt eine einzige große Gartenstadt. Das ist auch eine große Qualität. Das was immer so beklagt wird als Zersiedlung oder Landschaftszerstörung kann man auch ganz anders lesen: Nämlich, dass eine neue Stadtlandschaft entstanden ist, in der sehr viele Menschen einen unmittelbaren Bezug zur Natur haben. Und ich glaube, das ist ein Merkmal, in dem sich diese Ländlichkeit und das entsprechende Bewusstsein der Bevölkerung gut wieder finden kann. Und gleichzeitig ein Merkmal, mit dem diese Rheintalstadt im Konzert der Alpenstädte - aber auch darüber hinaus im Konzert der europäischen Städte - eine ganz starke Eigenart entwickeln könnte.

Das ist so das allgemeine Merkmal. Wenn man dann noch mal genauer hinschaut, bemerkt man, dass es von jedem der Gartenstadthäuser nur ein paar Schritte in die offene Landschaft sind. Es ist also nicht nur der Bezug des Hauses zum Garten entscheidend, sondern auch, - dank dem Charakter der sehr schmalen Bandstadt von Bregenz bis nach Feldkirch - der ganz enge Bezug zur offenen

Landschaft. Wenn man das dann noch genauer anschaut, wenn man die Lupe sozusagen auf die einzelnen Teile legt, dann stellt man fest, dass die Ränder selbst eine sehr fraktale Struktur haben. Der Rand zwischen der Bebauung und der offenen Landschaft ist außerordentlich in die Länge gezogen, sodass außerordentlich viele Bewohner in diesem Stadttypus einen direkten Bezug zur Landschaft haben; einen direkten oder nur sehr wenig indirekten, indem sie nur einen oder zwei Vorderlieger zwischen sich und der offenen Landschaft haben.

Das ist eine enorme Qualität. Denn wenn wir uns heute Städte anschauen - das Ruhrgebiet oder das Gebiet, das wir im Westen von Frankfurt untersucht haben -, dann stellt man fest, dass im Gegensatz zur alten Stadt nicht mehr die Zentren die wertvollen Lagen sind, sondern die Ränder. Das ist eine Umkehrung. Und die Rheintalstadt, die Stadt Vorarlberg ist eine Stadt mit unendlich vielen interessanten, offenen Rändern. Nicht nur zur offenen Landschaft hin, also zum großen inneren Landschaftspark, sondern auch innerhalb der Siedlungsgebiete gibt es noch sehr viele offene Wiesen. Es gibt eingeschlossene große Freiflächen, auf die dann viele der angrenzenden Häuser ausgerichtet sind. Diese Flächen sind heute Bauerwartungsland, aber solange dieser historische Zustand noch anhält, soll man sie entsprechend wertschätzen. Und wenn die These von der Konsolidierung, des abgeschwächten Wachstums stimmt, werden viele dieser Flächen auch auf lange Dauer erhalten bleiben. Das bedeutet, dass diese Stadt den ganz besonders intensiven Bezug zur offenen Landschaft aufgreifen und weiter erhalten kann. Und da, so meine ich, liegen ganz große Chancen für diesen Typus von Stadt.

Die Flächennutzungspläne zeigen, dass erst 42 Prozent der als Bauland gewidmeten Flächen zurzeit bebaut sind. Der Rest ist noch frei, und dadurch, dass sich das Wachstum abschwächt, wird man auch in absehbarer Zeit diese Flächen nicht brauchen. Beim gegenwärtigen Wachstum reichen die Flächen für 150 Jahre, wurde uns gesagt; also bestünde eigentlich die Möglichkeit der Rückwidmung von Flächen, um diesen sehr engen Landschaftsbezug mit diesen sehr langen, wertvollen Rändern zwischen Wohnen und offener Landschaft zu erhalten.

Ein weiteres Thema, über das man kontrovers diskutieren kann, sind die neuen Einkaufszentren an den Autobahnausfahrten. Es wurde gesagt: „Diese neuen Zentren machen das Stadtzentrum kaputt; wir sollten auf jeden Fall versuchen, sie zu verhindern, damit die traditionellen Zentren erhalten bleiben“. Auch da vertrete ich eine andere Meinung: Ich meine, dass das, was da entsteht, eine solche elementare, ökonomische Kraft ist, dass Raumplanung und Kommunalpolitik es auf Dauer nicht verhindern können. Vielmehr geht es jetzt darum, wo diese Zentren liegen. Und in dieser Stadtstruktur hier liegen sie gar nicht völlig isoliert, sie liegen sozusagen angedockt an die bestehenden Siedlungsgebiete. Man sollte diese Shoppingcenter akzeptieren, ohne sie deshalb als Wildwuchs laufen zu lassen; sondern man müsste sie genauso kultivieren und städtebaulich integrieren, wie man das normalerweise in der Stadt macht. Wenn man das tut, wenn man hier die gleichen Auflagen macht für den öffentlichen Raum, genauso verlangt, dass ein solches Haus einen Beitrag zum öffentlichen Raum leistet und dass das Parken in kultivierter Form untergebracht wird - wie in der Stadt mittels Tiefgaragen oder Hochgaragen -, dann werden auch die wirtschaftlichen

Erst 42 % der als Bauland gewidmeten Flächen sind zurzeit bebaut.



Einkaufszentren mit der selben Sorgfalt gestalterisch und städteplanerisch kontrollieren, wie andere Stellen.

Vorteile dieser Zentren etwas geringer werden. Und die Konkurrenz zu den alten Zentren wird nicht ganz so hart.



Und auf der anderen Seite wird sich dann, wenn man es richtig macht, eine Arbeitsteilung einspielen zwischen den alten Zentren und den neuen Zentren, die in dieser Struktur eine ganz interessante, polare Beziehung zueinander haben; zwischen denen sich so etwas wie ein Spannungsfeld aufbauen könnte. Denn es ist ja nicht so, dass der Einzelhandel in unseren Stadtzentren eine historische Urursache wäre. Der Einzelhandel in diesen Städten ist in den letzten 40 bis 50 Jahren entstanden und hat zur ersten großen Zerstörung der historischen Stadt geführt. Indem nämlich die ganzen Erdgeschosse weg geschlagen wurden, um große Schaufenster einzusetzen. Das haben wir heute längst vergessen und meinen, die Schaufenster seien ein historischer Grundbestandteil unserer alten Städte. Wenn wir heute in einer historischen Phase stehen, wo der Handel sich wieder wandelt, dann ist das also etwas völlig Natürliches. Und es wäre durchaus vorstellbar, dass in den alten Stadtzentren, die wir die letzten Jahrzehnte wunderbar mit Fußgängerzonen und Erschließungsmaßnahmen aufgeputzt haben, wieder vermehrt gewohnt wird. In diesen Zentren kann man wunderbar wohnen. Noch sind die Bodenpreise zu hoch, aber wenn man der Wirtschaft ihren Lauf lässt, dann wird sich das ausgleichen. Derzeit ist Wohnen in der Innenstadt teuer, aber es wird billiger werden. Und dann könnten diese Gebiete wunderbar bewohnt werden und gleichzeitig noch höchstwertigen Einzelhandel und Dienstleistungen aufnehmen, wie sie das immer getan haben. Wir würden dadurch wieder zu einem historischen Zustand zurückkehren, wie er vor dem Ersten Weltkrieg geherrscht hat. Auch da würde ich zu Gelassenheit raten, aber sagen, wenn man Einkaufszentren akzeptiert, muss man sie auch mit der selben Sorgfalt gestalterisch und städteplanerisch kontrollieren, wie man das an anderen Stellen macht.

Wenn man jetzt versucht, ein Bild von dieser Stadt zu zeichnen, dann wäre es eine große Gartenstadt, die in Transformation befindlich ist. Transformation bedeutet, dass diese relativ jungen Stadtstrukturen allmählich in die Jahre kommen und die ersten Erneuerungswellen anfallen. In der Industrie, in den älteren Wohnbauten, im öffentlichen Raum, in den öffentlichen Einrichtungen stehen die ersten Erneuerungen an. Mit denen kann man versuchen, diesen Städten eine neue, typisch vorarlbergerische, städtische Qualität zu geben. Auch die Einfamilienhausgebiete kommen in die Jahre, und sie werden dadurch, dass die Bevölkerung älter wird, dass es weniger Kinder gibt und die Familien kleiner werden, ebenfalls unter Transformationsdruck geraten. Auch diese Gebiete müssen umgebaut werden. Wenn man diese Aufgaben rechtzeitig erkennt und sich rechtzeitig darauf einstellt - so wie wir es gewohnt waren, die Stadtquartiere des Mittelalters und des 19. Jahrhunderts umzubauen - dann bestehen gute Möglichkeiten, einer solchen Stadt in der nächsten Generation eine neue, für das 21. Jahrhundert typische Urbanität zu geben. Das kann etwas ganz Besonderes sein.

Ein nächster Schritt könnte darin bestehen, dass Sie mal beginnen, die Qualitäten dieser Stadt gezielt zu entdecken. Dafür ist dieser Arbeitskreis innerhalb von „Vision Rheintal“ genau das Richtige. Ich habe einen Sohn, der macht Führungen durch Zwischenstadtlandschaften und wenn man genau hinsieht und man schaut, was es da an historischen Spuren gibt, an alten Gewinnfluren, an alten Felderparzellierungen, alten Grenzsteinen etc., dann entdeckt man, dass

Die Baukultivierung der Urbanisierung dieser Rheintalstadt.

diese Art von Städte eine starke, interessante eigene Geschichte haben. Man kann dann entdecken, dass auch diese jungen Stadtstrukturen eine außerordentliche Struktur haben, aus der man etwas machen kann.

Der zweite Schritt wäre, dass an einzelnen Beispielen mal was Neues riskiert wird. Vorarlberg ist berühmt wegen seiner fantastischen Baukultur. Eigentlich wäre es an der Zeit, diese Baukultur jetzt weiterzuführen, den Schritt vom Einzelgebäude weiter in den Städtebau, in die Gruppierung, in den Außenraum, in die Straßengestaltung zu machen, in die Gestaltung des Übergangs zur offenen Landschaft, die für diese Stadtstruktur so typisch ist. Es müsste zum Beispiel möglich sein, dass eine Gemeinde, die daran interessiert ist, bestimmte Flächen aufkauft, entsprechend entwickelt, über Wettbewerbe wieder verkauft und damit Beispiele setzt. Es müsste möglich sein, dass so etwas wie die Baukultivierung der Urbanisierung dieser Rheintalstadt sich entwickelt. Dazu ist die Stadt reich genug. Sie hat diese Baukulturtradition, sie hat eine Fülle sehr guter Architekten und sie hat viele gute, amtliche Planer. Eigentlich müsste es möglich sein, diesen nächsten Schritt zu tun.

Der dritte Schritt bestünde darin, dass aufbauend auf solch eine Vision so etwas wie eine Verbandsstruktur gebildet wird. Also eine starke kommunalpolitische Zusammenarbeit der Städte und Gemeinden, die diese Rheintalstadt bilden. Aber ich würde sagen, das steht am Ende. Erstmal muss man lernen, zusammenzuarbeiten, erst mal muss man lernen, Vertrauen zueinander zu entwickeln. Dann kann am Ende eine vernünftige, neue politische Verwaltungsstruktur stehen. Eine solche neue Verwaltungsstruktur wird man brauchen, denn was unsere Städte in der Gegenwart von den älteren Städten unterscheidet ist, dass sie als Stadtregionen in einem internationalen Wettbewerb stehen. Jemand, der von außen kommend einen Investitionsstandort für eine Fabrik sucht, der sucht nicht mehr in Dornbirn oder Bregenz, sondern in Vorarlberg, der betrachtet die Region als Gesamtstandort. Und als solchen muss sie sich auch politisch, administrativ nach außen darstellen. Aber das ist das Ende eines langen Prozesses, nicht der Anfang.

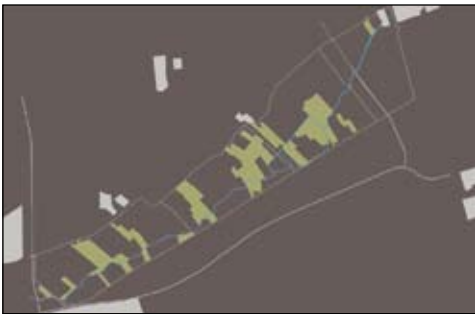
Thomas Sieverts

studierte Architektur und Städtebau in Stuttgart, Liverpool und Berlin. Professor für Städtebau an der Hochschule für bildende Künste in Berlin (1967-1971) und an der T.H. Darmstadt (1971-1999). Gastprofessuren an der University Harvard und der University of Nottingham. 1989-1994 Direktor der Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Seit 1978 eigenes Planungsbüro in Bonn mit den Arbeitsschwerpunkten Städtebau, Wohnbau und kommunale Beratung. Ausgedehnte Jury- und Moderationstätigkeit und zahlreiche Veröffentlichungen.

„Landschaft braucht Entwicklung“ Marieke Timmermans



Projektgebiet (1.500 ha)



Flächen der Arbeitsgemeinschaft

Wir haben der Landschaft jede Entwicklung verboten und dadurch ist sie gestorben.

Was hat Holland mit Österreich zu tun? Das kann man sich fragen, denn die Gemeinsamkeiten scheinen auf den ersten Blick gering. Holland ist so flach, wie man es sich flacher nicht vorstellen kann, und hier hat man Berge. Doch gerade mit dem Rheintal verhält es sich anders. Hier haben wir eine durchaus ähnliche Situation wie in Holland: Es gibt dieselbe Entwicklungsdynamik, die wir in den Niederlanden erfahren haben. Auch das Rheintal ist flach, und der Bebauung sind von den landschaftlichen Gegebenheiten her keine Grenzen gesetzt. Passend zur Diskussion, die aktuell im Rheintal geführt wird, hat unser Büro vor einigen Jahren eine Untersuchung gemacht, in der es um die Identität einer Landschaft und das Verhältnis zwischen Bebauung und Landschaft ging.

In Holland haben wir viele unterschiedliche Landschaften, und jede hat ihre eigene Identität. Eine solche Identitätseinheit ist das Gebiet „Kromme Leek“ in Westfriesland. Zuerst haben wir uns die historische Struktur des Gebietes, so wie sie in den Jahren gewachsen ist, angesehen. Im betreffenden Gebiet gibt es lange Linien von Häusern und Dörfern. Die Bebauung ist hier immer linienförmig entlang von kleinen Straßen und Kanälen gewachsen. Auf einmal kam ein Gesetz, das besagte, dass dies nicht mehr möglich ist; ab dem Zeitpunkt durfte nur mehr in großen zusammenhängenden Einheiten am Rand der Städte gebaut werden. In den Niederlanden hat, wie in Österreich, die Bebauung in den letzten Jahrzehnten enorm zugenommen. Immer neue Gebiete wurden erschlossen. Irgendwann war man an einem Punkt angekommen, wo man gesagt hat: „Das geht nicht gut, dieser Prozess muss gestoppt werden“. Es wurde eine Linie gezogen, bis zu der sich die Bebauung ausbreiten durfte, und außerhalb durfte nicht gebaut werden, damit die Landschaft nicht verloren geht. In der Folge wurde innerhalb der Linie gebaut und am Ende hatten wir zu wenig Platz - die Häuser wurden kleiner und die Gärten wurden kleiner, um alles innerhalb der Linien zu realisieren. Und außerhalb der Linien konnte nichts entwickelt werden. Kein Haus, kein Betrieb durfte hier errichtet werden. Und eigentlich hat das unser Land zerstört. Denn am Ende haben sehr viele Leute in den eintönigen, dicht gedrängten Siedlungen gewohnt, und die Leute haben gesagt: „Wir wohnen alle viel zu sehr beieinander, wir haben viel zu kleine Gärten, wir haben keine Parks, wir haben keinen Kontakt zur Landschaft - wir wollen alles anders“.

Wir standen vor einer neuen Aufgabe: Wie können auch andere Wohnmilieus gebaut werden? Und wie kann Wohnen in der Landschaft möglich gemacht werden? Denn wir haben der Landschaft jede Entwicklung verboten und dadurch ist die Landschaft gestorben. Nichts hat sich mehr erneuert. Da gab es keine neuen Häuser, keinen neuen Laden, keine neue Betriebe. Nicht einmal die Kinder der Leute, die in den Dörfern gelebt haben, konnten sich im Dorf ein Haus bauen.

Das, was die Landschaft schützen sollte, hat sie nicht geschützt - es hat sie eigentlich ruiniert. Das kann man auch in der Landschaft sehen. Dann hat die Provinz gesagt: „Ok, wir werden wieder in der Landschaft bauen. Wir werden landschaftliche Wohnbauten errichten, damit Leute mit einem größeren Garten wohnen können. Und wir werden auch städtisches Wohnen und Bauen fördern“. Denn

wirklich städtisch sind die Siedlungen mit den kleinen Gärten nicht. Die neue Politik lautete: Wirklich städtisches und wirklich landschaftliches Wohnen. Und dann stand unser Büro vor der Aufgabe: Kann man eine Landschaft mit Häusern und Grün bauen? Kann man in der Landschaft bauen und kann man damit vielleicht sogar die Landschaft stärken? Denn wir haben bis dahin immer gedacht, Bauen in der Landschaft ruiniert die Landschaft. Ist es möglich, mit dem Bauen auch die Landschaft zu verbessern, zu stärken und damit gleichzeitig auch andere Aufgaben zu erfüllen? Zum Beispiel die Aufgabe Wasser – wir haben einerseits Probleme mit zu wenig und andererseits mit zu viel Wasser. Können wir diese Aufgabe vielleicht auch im Zusammenhang mit dem Neubau von Wohnungen lösen? Und können wir mit dem Neubau von Wohnungen differenziertere Wohnmöglichkeiten bieten, damit Leute in neuen Wohnformen leben können?

In der Folge hat die Provinz Nordholland Gebiete ausgewiesen, in denen Entwicklung wieder möglich sein sollte. Unser Projektgebiet gehört dazu. In dem 1500 Hektar großen Gebiet gibt es einen kleinen Fluss. Hier sollten Siedlungen mit einer Dichte von 10 Wohnungen pro Hektar entwickelt werden, aber insgesamt nicht mehr als 1500 Wohnungen im gesamten Gebiet. Das Ganze war keine Planung der Gemeinde, sondern eine Zusammenarbeit von privaten Organisationen. Das Team bestand unter anderem aus Landschaftsarchitekten, einem Developer, einer Baufirma und einem Finanzier. Das Team hat Grundstücke in dieser Landschaft gekauft - insgesamt 200 Hektar. Diese Flächen wurden gekauft, um sie zu entwickeln und neue Landschaften zu machen.

Wir haben uns angesehen, was für eine Struktur dieses Gebiet in der Vergangenheit hatte, bevor die Flächenvergrößerung in der Landwirtschaft eingesetzt hat. Heutzutage wollen die Bauern insgesamt mehr Land zur Bewirtschaftung, aber auch größere Einzelflächen. Kleine Wälder, kleine Bäume, kleine Wasserflächen, all das wurde ausgeräumt. Vorher war die Landschaft kleinteiliger, dann kamen die Bauern und haben alles gleichförmiger und damit auch langweiliger gemacht. Und wir haben uns gefragt: Können wir in die Gebiete, die wir gekauft haben, nicht wieder eine von der alten Situation inspirierte, neue Landschaft hineinbringen? So dass dort wieder mehr Wasser und mehr Ökologie entsteht, mit einer neuen Landschaft, die mehr Möglichkeiten hat.

Da gab es das Thema Gewässer - 30 ha neue Wasserflächen sollten realisiert werden. Die ursprüngliche Gewässerstruktur war viel feinmaschiger als die Gewässerstruktur, die durch die Flächenzusammenlegungen entstand. 50 Prozent der Gewässer wurden von den Bauern entfernt. Wir haben in den Gebieten, die unser Team gekauft hat, die Problematik der fehlenden 30 ha Wasserflächen gelöst. Als ersten Schritt haben wir also die Wasserproblematik gelöst. Dann gab es die Frage der Ökologie: Der vorhandene Fluss sollte ökologisch aufgewertet werden und eine Verbindung zwischen dem einen und dem anderen Ende des Gebietes herstellen. Das war der zweite Schritt, den wir gemacht haben. Weiters sollte eine Verbindung von Norden nach Süden in den Plan aufgenommen werden. Diese Vorgaben der Provinz mussten realisiert werden, wenn man das Gebiet entwickeln wollte.

In unserem Plan sind alle Vorgaben enthalten - und 1.500 Wohnungen. Die Landschaft wurde mit Wasser, Wald, Obstgärten,



Derzeitige Gewässerstruktur



Zukünftige Gewässerstruktur

Kann man in der Landschaft bauen und damit sogar die Landschaft stärken?



Obstgartensiedlung



Landgutsiedlung

*Die Bebauung, das Grün,
das Wasser und die
Wanderwege werden
gemeinsam entworfen.*

Wanderwegen, Wiesen, Quellen und andere Sachen angereichert. Zusätzlich haben wir verschiedene Bebauungstypen in die Landschaft eingefügt. Jeder dieser Typen hat einen sogenannten „grünen Fuß“, eine Grünfläche, in die die Baukörper eingebettet sind. Denn die Bebauung braucht einen „grünen Fuß“, um wirklich einen Beitrag zur Landschaft zu liefern. Wenn nur Siedlungen mit Gärten gebaut werden, dann bleiben das Siedlungen. Der Entwicklungsplan des ganzen Gebietes besteht aus vielen kleineren Entwicklungsgebieten, jeweils mit Häusern und einem „grünen Fuß“. Von diesem „grünen Fuß“ haben wir vier Typen entwickelt. Es gibt zum Beispiel einen Bauern- oder Sammelhof mit einer großen Wiese, wo vielleicht Pferde oder Ziegen gehalten werden. Die Bebauung ist dabei an einer Stelle konzentriert. Bei einer anderen Form bildet ein großes Haus die Ansicht zur Straße und dahinter gibt es einen Hof, um den mehrere Häuser gruppiert sind. Das können kleinere und größere Häuser sein, vielleicht auch mit dem Schwerpunkt Wohnen im Alter oder neue Familienformen. Zu dieser Einheit gehören weiters Wasserflächen und eine große Wiese. Die Leute haben einen

kleinen Garten zur eigenen Verwendung, die restlichen Flächen sind für den gemeinsamen Gebrauch bestimmt und außerdem öffentlich zugänglich und benutzbar. Ein anderes Beispiel sind die Häuser mit dazugehöriger Wiese. Danach gibt es eine große Nachfrage bei uns. Eine Wiese mit Pferden ist etwas, das hier gut realisiert werden kann. Alle diese Formen des Bauens sind typisch für diese Landschaft. Man kann sie nicht überall anwenden - in einer anderen Landschaft würden von uns andere Typen geplant werden.

Die Bebauung, das Grün, das Wasser und die Wanderwege werden gemeinsam entworfen und über die Siedlungen finanziert. Der wichtigste Baustein der Landschaft ist das große Landgut, das einen ungefähr 20 ha großen „grünen Fuß“ hat. Die meisten Häuser dieses Bausteins sind in einem kleinen, sehr intensiv gestalteten Kern zusammengefasst. Der Kern besteht aus etwa 40 Häusern, einigen Gärten und einem intensiv genutzten Erholungswald. Dann gibt es extensivere Teile, wo eine Villa über fünf Hektar Land verfügt. Diese fünf Hektar Wald müssen von dieser Villa unterhalten werden. Dafür gibt es Unterstützung von der Regierung. Auch hier gibt es Wanderwege, und Wald, Wiesen und Wasser sind öffentlich zugänglich. Dann gibt es noch die Obstgärten. Obstgärten in großem Maßstab sind typisch für diese Landschaft. Neue Obstgärten werden als „grüner Fuß“ wieder in die Landschaft eingebracht. Und in diesen Obstgärten werden Siedlungen errichtet. Das können teure Siedlungen sein, aber auch billige, Wohnbebauung, aber auch Gewerbe. Und die Menschen haben jeder für sich einen kleinen Garten und alle zusammen einen großen Obstgarten rund um ihr Haus. Alle Leute, die in dem Gebiet wohnen, haben einen direkten Kontakt zur Landschaft. Und sie nutzen die Landschaft auch täglich, zum Beispiel wenn die Kinder dort spielen. Gleichzeitig zahlen sie für die Landschaft und unterhalten sie. Die vier verschiedenen Typen ergeben zusammen die Entwicklung der Landschaft, die Wasserwege, die mit dem Boot befahren werden können, die Fußwege, die Wiesen und die Wälder strukturieren sie. Dies betrifft jedoch nur Teile der Landschaft; dazwischen gibt es viele Flächen, die nicht Teil dieser Entwicklung sind. Denn es gibt nach wie vor Bauern, die normal produzieren, und auch richtige Obstgärten für die Produktion. Alles zusammen – die Produktion, das Wohnen, die Ökologie und das Wasser – ergibt schließlich die neue Landschaft.

Marieke Timmermans

studierte Landschaftsarchitektur an der Academie van Bouwkunst in Amsterdam. Nach ihrer Tätigkeit bei der Gemeinde Den Haag arbeitete sie in den Landschaftsarchitekturbüros Tedder/Timmermans (1988-1995) und B+B (1995-2000). Seit 2000 ist sie Teilhaberin des Büros Landscape Architects for SALE in Amsterdam und arbeitet an der Schnittstelle von Architektur, Städtebau, Landschaft und Ökologie.



Linienförmige Siedlung



Zukünftige Erholungsnutzung

„Lokale Identitäten in der Region der Zukunft“¹

Susanne Hauser



Was sind „lokale Identitäten“? Warum spricht man von Identitäten, wenn es um Planung oder Regionalentwicklung geht? Und was verbindet die „Region der Zukunft“ mit Fragen der Identität? Diese Fragen stehen im Zentrum dieses Vortrages. Dabei ist mir das Wichtigste, auf das Verhältnis von Stabilität und Beweglichkeit lokaler Identitäten aufmerksam zu machen und beides in Bezug zur Entwicklung von „Regionen der Zukunft“ zu setzen.

Dazu habe ich mir fünf Schritte vorgenommen: Zunächst möchte ich vorschlagen, lokale Identität als Prozess zu verstehen, dann werde ich über den Zusammenhang von Vergangenheit, Erinnerung und Identität sprechen, dann über die materiellen und medialen Bedingungen von lokaler Identität, und mich zuletzt der Frage neuer regionaler Identitäten zuwenden.

1. Lokale Identitäten

Mitte der 1990er Jahre ist ein Buch erschienen, das „Region: Heimaten der individualisierten Gesellschaft“ hieß. In diesem Buch² gibt es eine wie ich finde immer noch sehr brauchbare, wenn auch etwas abstrakte Charakteristik dessen, was eine gebietsbezogene kollektive Identität ausmacht: Sie wird von den beiden Autoren verstanden als Kommunikations- und Wahrnehmungsfeld, als Zusammenhang geteilter Gespräche und Praktiken. Eine lokal bezogene kollektive Identität ist eine „Diskursformation“, in welcher der Zusammenhang der einzelnen Bürger und Bürgerinnen immer wieder neu qua kollektivem Gespräch und in lokal üblichen und dort allgemein akzeptierten Praktiken hergestellt wird. Als mögliche relevante Zutaten und Teile der Diskursformation werden unter anderem Erzählungen begriffen, die als gemeinsame (Gesprächs-)Grundlage anerkannt sind, dazu kommunizierte Strukturen und Eigenschaften des betreffenden Ortes oder auch exklusiv vor Ort geprägte Klischees. Unterstützend wirken gemeinsame Medien wie die lokale Zeitung, das lokale Radio oder Fernsehen. Heutzutage wären dieser Aufzählung die 1995 noch nicht weit verbreiteten Internetseiten und lokal interessierende Chatrooms hinzuzufügen. Weiters tragen lokal übliche Praktiken, die sich im öffentlichen Raum zeigen, zur Stützung lokaler Identität bei, wie etwa das kollektive Kehren am Samstag vor der eigenen Tür oder das in öffentlichen Nahverkehrsmitteln allgemein zu beobachtende Lesen genau jener Zeitung, die gerade auch die Mitreisenden lesen.

Das Wichtigste für die lokale Identität sind kollektiv geteilte und emotional wichtige Ereignisse.

Das Wichtigste für die lokale Identität sind jedoch kollektiv geteilte und emotional wichtige Ereignisse wie zum Beispiel traditionelle oder neu erfundene lokale Feste, die Schließung einer großen Fabrik, die Meisterschaft des lokalen Sportvereins oder längerfristige, mit deutlichen Emotionen besetzte Erfahrungen wie zum Beispiel wirtschaftlicher Aufstieg oder Niedergang. Bei der Begründung und dem Erhalt einer kollektiven Identität geht es nicht unbedingt und nicht primär um Wissen, das in rationaler Form oder in reflektierter Weise über einen Zusammenhang oder über ein Ereignis vermittelt wird: Alexander Mitscherlich hat schon in den 1960er Jahren darauf hingewiesen, dass die als nachdrücklich wichtig empfundenen Ereignisse und Erfahrungen diejenigen sind, denen ein großer emotio-

naler, möglicherweise sogar existentieller Wert beigemessen wird.³ Bedingung der Existenz eines Zusammenhangs, den man als lokale Identität bezeichnen kann, sind also geteilte Gegebenheiten des Alltags, geteilte selbstverständliche Praktiken und emotionale Erfahrungen in einem als Bezugsrahmen dieser Erfahrungen erlebten Raum. Darüber entsteht ein sozialer Raum, in dem Begegnungen mit anderen Menschen „unbegrenzt“, das heißt, ohne weitere Erklärungen möglich sind. Sie sind deswegen möglich, weil bestimmte lokal relevante Themen, Praktiken und Eigenarten zwanglos und kenntnisreich kommuniziert werden können. Denn alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen an dieser Kommunikation oder an diesen Wahrnehmungen beziehen sich auf dieselben lokalen Erfahrungen oder vermitteln einander zumindest erfolgreich den Eindruck, dass sie das tun.

So ein alltäglicher Zusammenhang produziert Zugehörigkeit, fordert aber auch Loyalität ein. Und er hat klare Außengrenzen: Es ist nämlich sofort erkennbar, wer dazugehört und wer nicht, wer mitreden kann und wer nicht, wer die richtige Zeitung liest und wer nicht, wer ein Gespräch, sagen wir, beim Bäcker, an der richtigen Stelle mit der genau richtigen Bemerkung versehen kann, und wer in dieser Hinsicht versagt.

Diese Charakteristik macht viele Dinge klar: Zuerst macht sie deutlich, dass lokale Identität in andauernder Wahrnehmung und Kommunikation entsteht und unterhalten wird. Das heißt: Sie ist kein Ding, das irgendwer hat oder eine Eigenschaft, die irgendeinem Raum zukommt, sondern ein Prozess, der immer wieder vollzogen und erneuert wird. Der Zusammenhang wird immer wieder neu hergestellt, mit allen Akten der Wahrnehmung und Kommunikation, die ihm von den Beteiligten zugeschrieben werden können. Lokale Identitäten sind nicht einfach da, sondern werden beständig erzeugt und gepflegt, egal, ob das absichtlich oder unabsichtlich geschieht.

Weiters wird deutlich, dass lokale Identität zwar ein kollektiver Zusammenhang ist, aber auch, dass die immer wieder neue Herstellung dieses Zusammenhangs jeweils individuell und meist in Bezug auf Andere stattfindet, nämlich in einzelnen Begegnungen, einzelnen Gesprächen, einzelnen Tätigkeiten oder einzelnen vertrauten Beobachtungen. Der kollektive Zusammenhang entsteht aus lauter individuellen Handlungen und Blickpunkten. Hierin liegt ein Moment der Beweglichkeit, denn diejenigen, die da wahrnehmen und kommunizieren, bleiben nicht dieselben: Einige sterben, einige werden neu geboren, einige ziehen weg, andere ziehen möglicherweise zu und sehen sich mit der Aufgabe der Einfädelung in einen bereits existierenden Zusammenhang konfrontiert. Ist dieser Wechsel stark genug, kann sich das lokale Gespräch in kurzer Zeit deutlich verschieben, wie das beispielsweise in einigen Gemeinden um Frankfurt zu beobachten ist, wo von erst kürzlich zugezogenen Bürgermeistern und Bürgermeisterinnen neue Interessen so massiv vertreten werden, dass das bisherige lokale Establishment bei Wahlen auf die zweiten Plätze verwiesen wurde. Diese Beobachtung unterstützt die Annahme, dass Identitäten beweglich und wandelbar sind.⁴ Auch wenn sie sich erneuert und nur an wenigen Eigenschaften und kulturellen Mustern ausrichtet, bleibt lokale Identität ein Einschließungs- wie Ausschließungsmechanismus. Es gibt diejenigen, die mitreden dürfen und genügend kennen, wissen und erfahren haben, um die üblichen Spielregeln und Wahrnehmungen zu teilen - und diejenigen, denen das nicht möglich ist. Die Grenzen des Mitmachen dürfen's sind mehr oder weniger streng und entscheiden sich an vielen und meist nie als solche thematisierten



Lokale Identität ist keine Eigenschaft, sondern ein Prozess, der immer wieder vollzogen und erneuert wird.

Grenzziehungen. Eine Grenze kann die Zeit der Anwesenheit vor Ort sein, die Zugehörigkeit zu einer Generation, die vor Ort entscheidende gemeinsame Erfahrungen gemacht hat, oder die soziale oder kulturelle Herkunft; wieder andere Grenzen können durch die Verfügung über lokale Ressourcen, seien sie materieller oder auch symbolischer Art, bestimmt sein. Ich kenne unausgesprochene und dennoch genau gewusste Grenzen in bundesrepublikanischen Gemeinden, die fast 60 Jahre später immer noch die nach dem Krieg Zugewanderten aus manchen lokalen Themen ausschließen; ganz zu schweigen von den Grenzen, auf die später Zugezogene stoßen können, sofern sie nicht das Gebiet, in das sie gekommen sind, majorisieren.

Die eben vorgetragene Charakteristik lokaler Identitäten legt nahe, dass lokale Identitäten im Sinne von Diskursformationen mit wenigen Mustern und Bezügen auskommen können. Sie können aber auch umfassende, bis weit ins Private reichende Lebenskonzepte beinhalten. In einer pluralistischen Gesellschaft mit einer Vielzahl von Lebensstilen wie der unseren ist zwar zu erwarten, dass der Zwang zu Bezügen auf Gemeinsamkeiten spätestens da aufhört, wo die gesellschaftsübliche Toleranz für verschiedene Lebensstile anfängt; doch ist diese Schwelle lokal oder regional unterschiedlich gelagert und kann selber Teil der immer wieder verhandelten lokalen Identität sein, wenn sich beispielsweise ein Ort oder eine Region als „weltoffen“ versteht.



Das kommunikative Gedächtnis ist an die Existenz der lebendigen Träger gebunden und umfasst etwa 80 Jahre.

2. Identität und Zeit

Ich komme zum zweiten Teil, zum Zeitaspekt von lokalen Identitäten, einem Thema, das die bisherige Definition vertieft. Hier ist von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sprechen. Denn aktuelle Identitäten beziehen sich auf alle drei Zeitdimensionen gleichzeitig.

Der Themenkomplex Zeit, Identität und Erinnerung hat die Kulturwissenschaft in den 1980er und 90er Jahren ausführlich beschäftigt. Identität wurde dabei begreifbar als die immer wieder revidierte Formung der eigenen Vergangenheit als historische Einheit, die aber in jeder neuen Erzählung zugleich auch Zukunftsentwürfe enthält. Diese Auffassung, gewonnen vorwiegend aus psychologischen und erzähltheoretischen Befunden, hat einen neuen Zugang zur Dynamik des Umgangs mit Vergangenheit erschlossen.

Das bedeutet für den hier diskutierten Zusammenhang, dass sich ein Individuum oder eine Gruppe die eigene Geschichte immer wieder erzählt und sie dabei - absichtsvoll oder nicht - modifiziert, um die Gegenwart zu meistern, die Vergangenheit zu synthetisieren und sich neu auf die Zukunft auszurichten. Anzumerken ist, dass dieses Phänomen nicht (oder nicht notwendig) mit (bewusster) Fälschung zu tun hat, sondern mit Akzentsetzungen; mit wiederentdeckten alten Geschichten, die jetzt wichtig werden, aber ebenso mit Geschichten, die nirgendwo mehr hinführen und deshalb aktuell überflüssig und zu latenten Geschichten werden, die möglicherweise später wieder einmal von Wichtigkeit sein können.⁵ Bezieht man diesen Gedanken auf die Frage lokaler Identität, dann ist es sinnvoll, die Erzeuger und Erzeugerinnen eines lokalen Diskurszusammenhangs als (Erinnerungs-)Gemeinschaften zu begreifen, die in ihren Erzählungen nicht nur das was war unverändert wiederholen, sondern sich jeweils und beständig selbst neu entwerfen. Im Bezug zur Vergangenheit erzählen sich also dieselben Geschichten absichtlich oder unabsichtlich immer ein wenig anders, weil sich die

Kontexte des Erzählens andauernd ändern. Auch hier liegen, wie in der Individualität der Begegnungen, Möglichkeiten der Verschiebung von lokalen Selbstverständnissen.

Um das Feld „Zeit, lokale Identität, Erinnerung“ noch etwas weiter zu sondieren, ist die Aufnahme einer ursprünglich von Jan Assmann getroffene Unterscheidung sinnvoll, der ein „kommunikatives Gedächtnis“ von einem „kulturellen Gedächtnis“ trennt. Das kommunikative Gedächtnis „lebt in interaktiver Praxis im Spannungsfeld der Vergegenwärtigung von Vergangenen durch Individuen und Gruppen (...) es ist an die Existenz der lebendigen Träger und Kommunikatoren von Erfahrung gebunden und umfasst etwa 80 Jahre, also drei bis vier Generationen“.⁶ Im hier verhandelten Zusammenhang stellt das Gedächtnis den vergangenheitsbezogenen Teil der lokalen Diskursformation dar, wie es auch im täglichen Gespräch einer Stadt, einer Region kommuniziert wird. Dieses Gedächtnis ist alltagsnah und nicht kodifiziert, auch wenn es dabei rituelle Züge gibt; sie schlagen sich beispielsweise nieder in der immer leicht variierenden und immer neu kontextualisierten Wiederholung oft erzählter Geschichten. Diese Wiederholung „benennt eine Kontinuität des Selbstverständnisses, die sie im selben Akt bezeugt“.⁷

In der Beziehung von kommunikativem Gedächtnis und lokaler Identität geht es nicht primär um die professionell erzählte Stadt- oder Regionalgeschichte, obwohl diese mit unterschiedlicher Deutlichkeit eingehen kann; primär geht es um die ständig wiederholten Kerne von Erzählungen, die Plots sozusagen, und um die Klischees, unhinterfragten Annahmen, Ikonen, Deutungsmuster und Gemeinplätze. Es sind schließlich die Gemeinplätze, auf denen man sich trifft, wie die französische Schriftstellerin Natalie Sarraute einmal angemerkt hat - sie setzen den Rahmen, in dem sich kollektives wie individuelles Erinnern und Erzählen entfalten und zugleich begrenzen.

Zum kommunikativen Gedächtnis tritt das von Jan Assmann so genannte „kulturelle Gedächtnis“. Es hängt ab von organisierter und ritualisierter Kommunikation über die Vergangenheit. Es wird durch „kulturelle Formung (Texte, Riten, Denkmäler) und institutionalisierte Kommunikation (Rezitation, Begehung, Betrachtung) wach gehalten“, es ist der „jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümliche Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten (...) in deren ‚Pflege‘ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewusstsein von Einheit und Eigenart stützt“.⁸ Jede Stadt, jeder Ort kennt alte oder neue ritualisierte Gegenstände oder Gelegenheiten dieser Art, seien es regelmäßige Umzüge, Sportereignisse, Theaterstücke oder Lieder, die zu bestimmten Gelegenheiten aufgeführt werden, oder auch Stadtheilige im christlichen oder einem übertragenen säkularisierten Sinne, die bestimmte Bezugnahmen verlangen. Diese kulturelle Formung geht, je nach Vermittlungsform, mehr oder weniger gründlich in das individuelle wie in das kommunikative Gedächtnis ein. Das geschieht allerdings auf kaum vorhersagbare Weise; denn der Zusammenhang der beiden ist abhängig vom individuellen Umgang, und dabei dürften unter anderem die Generation, politische Ausrichtung, berufliche und soziale Erfahrungen im weitesten Sinne eine Rolle spielen.

Was bedeutet nun der Vergangenheitsbezug lokaler Identitäten für Regionen, die künftig entstehen werden? Ich glaube, eine Menge.



Das kulturelle Gedächtnis wird durch kulturelle Formung und institutionalisierte Kommunikation wach gehalten.



*Erinnerung ist konstitutiv
für Identität.*

Denn manche der heute aus pragmatischen Gründen vorstellbaren Regionen der Zukunft haben das Manko, dass sie nichts oder wenig mit den aktiven Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaften zu tun haben. Selbst wenn es eminent praktische Gründe für eine regionale Ausweitung dessen gibt, was als lokale Angelegenheit begriffen wird, heißt das noch lange nicht, dass es auch eine Tradition des Erinnerns und Erzählens gibt, die den Mantel einer „Identität“ über eine neue und heute praktischere Region legen kann; möglicherweise gibt es weder die Erzähler und Erzählerinnen, noch die notwendigen Elemente kulturellen Gedächtnisses, mit der sich die Region identifiziert.. In so einem Fall ist für eine neue Region die Bewegung des dauernden Selbstentwurfs in die Zukunft über den Rückgriff auf eine immer neu erzählte Vergangenheit nur schwer möglich.

Andererseits schaffen regionale Entwicklungen bestimmte alte Erzählungen, die kleinräumigere Identitäten stützen, nicht einfach aus der Welt. Und die handeln manchmal von alten Konflikten. So war ich völlig fasziniert von einer Erzählung, die mir letztes Jahr unterkam: Sie handelte von den mittelalterlichen Raubrittern aus Eschborn bei Frankfurt, die einmal den Frankfurter Rat gefangen gesetzt und erst gegen Lösegeld freigelassen haben. Diese Geschichte, erzählt von einem Frankfurter, gehörte offensichtlich zu den traditionellen Geschichten, deren Erzählung die lokale Identität sowohl Frankfurts wie des angrenzenden Eschborn nach wie vor bestätigt. Ich halte das Erzählen trennender oder konflikthafter Geschichten der einzelnen Orte in einer Region, gerade weil damit aktuelle Fragen und Zukunftsentwürfe verhandelt werden, für mögliche Stolpersteine auf dem Weg zur Akzeptanz neuer Regionen, die sich weder durch Appelle zum Unterlassen, noch durch gefälschte Geschichten, noch durch das, was der englische Historiker Eric Hobsbawm mit einiger Abscheu „Traditionserfindung“ getauft hat, aus dem Weg räumen lassen. Gehört zum Plan der Entwicklung einer „Region der Zukunft“ die Ausbildung einer „regionalen Identität“, die die Erzählebene mit einbezieht, so ist eine Möglichkeit die gut kommunizierte und sinnlich attraktive Inszenierung von Gründungsakten. Ein Maß des Erfolges wäre ihr Auftauchen als Plot in den Erzählungen einer dann vergrößerten Erinnerungsgemeinschaft, die sich allerdings erst in alltäglichen Erleichterungen und deutlich erlebbaren Gewinnen befestigen müsste.

3. Identität und ihre Zeichen

Lokale Identität hat schließlich und endlich auch materielle Aspekte. Die Philosophin Hannah Arendt hat einmal argumentiert, dass die „Handgreiflichkeit des Dinghaften“, das Vorhandensein materieller Anhaltspunkte, eine notwendige Voraussetzung des Erinnerns sei.⁹ Diese Ansicht mag extrem erscheinen, sie fasst jedoch eine Überzeugung zusammen, die im europäischen Bezug zu den Dingen bis heute von Belang ist. Materielle Zerstörung von Dingen, von Bauten ist aus diesem Blickwinkel zugleich Zerstörung von etwas, das Gedächtnis und Archiv ist, das Erinnern überhaupt erst ermöglicht; Erinnerung aber ist konstitutiv für „Identität“. Die Zerstörung von Dingen und Bauten stellt so gesehen auch die Vorstellung, die Menschen von sich und Gruppen, denen sie angehören, und von Territorien, auf die sie sich beziehen, in Frage.

Diese verbreitete Auffassung hat in Planungen für Dörfer, Städte und Regionen viele Spuren hinterlassen gezeitigt. In den 1970er und 80er Jahren reagierten alle alt-industrialisierten Länder, die ihre traditionellen Industrien verloren hatten und deren Dorf-, Klein-

stadt- oder Stadtstrukturen aus unterschiedlichen Gründen obsolet geworden war, mit verschiedenen Praktiken des materiellen Erhalts auf diese Situation. Erhalten wurde sozusagen als Schaffen von symbolischem Vermögen, symbolischem Kapital (Pierre Bourdieu) begriffen, welches über die Bewahrung von Bauten Identität „abwirft“. Dies setzt voraus, dass es sich bei Identität oder Gedächtnis selbst um Entitäten handelt, die als ebenso permanent und gegenständiglich behandelt werden können wie die Gegenstände, mit denen sie verbunden gedacht wurden.¹⁰

Begreift man Identität hingegen als Prozess, dann ist es möglich, diese Position zu relativieren und sich selbst und die eigene Arbeit am gesellschaftlichen Gedächtnis und Erinnern in einem historischen Horizont zu sehen, in dem auch die nächsten Generationen ihre andere und mit anderen Gegenständen verbundenen Identitäten ausbilden werden. Diese Sichtweise steht nicht im Widerspruch zum Erhalt von materiellen Anhaltspunkten des Erinnerns, von Denkmälern, begründet ihn nur auf andere Weise: Erhalt älterer Strukturen, weil sie mögliche Orientierungs- und Anknüpfungspunkte werden könnten.

Als einen Effekt solchen Denkens sehe ich die Erzeugung von Strukturen an, welche die Lesbarkeit alter Orte nicht mehr allein auf alte Bestände gründet, sondern sich über Zeichen, über symbolische Markierungen von dem auf Erinnerung setzenden Konzept der Identität löst, zeitgenössische Praktiken und Dinge ins Spiel bringt, neue Stadtbilder und Wahrzeichen schafft, bestimmte Orte akzentuiert, andere weniger prägnant ausgestaltet und größere Räume als die bisher identifizierenden und identifizierten in diese Akzentuierung mit einbezieht. Dass es trotzdem Dinge sind, beispielsweise Landmarken wie im neuen alten Ruhrgebiet der IBA Emscher Park, aber eben auch in der Lausitz, im Gebiet um Bitterfeld, um Frankfurt am Main, verbindet diese Praxis mit der alten Diskussion über die Dinge und die Identitäten - sonst aber beinahe nichts. Denn die neuen Zeichen haben keine traditionelle Bedeutung, sondern waren oder sind - oft gestalterisch und künstlerisch überragende - Referenzpunkte an Orten, die es mit Bedeutungen neu zu besetzen gilt, materielle Angebote zum Erzählen neuer Geschichten, Anlässe zur Anknüpfung an eine offene Situation, Netze, in denen sich bestehende lokale Diskursformationen möglicherweise verfangen oder ändern können. Insofern sind diese Strukturen äußerst liberale Angebote zum Begreifen eines ohnehin neu gewordenen Raumes. Ich glaube, dass markante Dinge dieser Art lokale wie regionale Identitäten unterstützen können, vorausgesetzt sie sind nicht ihrerseits als „Traditionserfindungen“ zur falschen Zeit am falschen Ort.

4. Stadt- und Regionalmarketing

Eine andere Szene: Stadt- oder Regionalmarketing. Darüber ist im Zusammenhang mit lokalen Identitäten deshalb zu sprechen, weil hier wichtige Bilder produziert werden, die den lokalen Diskursen nicht äußerlich bleiben. Nahezu jeder europäische Ort benutzt Praktiken der Bildproduktion, um eine „Politik der Sichtbarkeit“ zu betreiben. Dabei werden üblicherweise ästhetische oder kulturelle Ressourcen ihres Ortes eingesetzt, um eine Vermittlungsleistung zu erbringen, die einen Platz in der Aufmerksamkeit von internationalen Investoren, möglichen künftigen EinwohnerInnen und TouristInnen sichert.



Ältere Strukturen sind mögliche Orientierungs- und Anknüpfungspunkte.



*Neue Zeichen sind
Angebote zum Erzählen
neuer Geschichten.*

Das „positive Image“ wird meist erzeugt aus Bildern, die einen als international und generalisiert angenommenen Standard gehobener Lebensqualität verbinden mit lokalen Attraktionen. Kulturelle und sportliche Aktivitäten, Zugang zur „Natur“, eine attraktive Wohn- und Arbeitsumgebung, Bezüge zur Ereigniskultur bestimmen das Repertoire. Doch diese Ergebnisse reflektieren und repräsentieren oft nur wenig davon, was eine lokale Identität, den lokalen Gesprächszusammenhang ausmacht. Es ist nicht so, dass das nach außen vertretene Bild und das Innenbild übereinstimmen müssen; schließlich richtet sich das nach außen kommunizierte Bild vor allem an AdressatInnen, die (noch) nicht Mitspieler oder Mitspielerinnen im lokalen Diskurs sind. Deshalb hängen die Images stark von internationalisierten Moden in Stadtbildern und Landschaftsbildern ab, und führen zugleich vorhandene städtische Eigenarten oder lokale Besonderheiten als Markenzeichen vor. Oft reflektieren die Bilder des Stadtmarketings einen gehobenen und für die Mehrheit der Bevölkerung nicht alltäglichen Life-Style. Das kann durchaus zu Irritationen führen; so geschehen auf einer Podiumsdiskussion in Berlin vor etwa zwei Jahren, auf der ein Vertreter der Stadtmarketing-Agentur Berlin als „Stadt der Opernkunst“ beschrieb - worauf aus dem Publikum die laut gemurmelte und sehr berlinisch gefärbte Erwiderung kam: „Da irrste Dir, Berlin ist eine proletarische Stadt im Osten“.

Welche Botschaft auch immer die Bilder des Stadtmarketings nach außen senden, sie wirken in einem schwer bestimmbar Maß ebenso nach innen als Interpretamente für die Situation des als eigen begriffenen Ortes. Sie bieten die Möglichkeiten des Vergleichs und der Deutung dieses Raumes. Denn Bilder können sehr hartnäckig sein, besonders dann, wenn sie immer wieder vor Augen gestellt werden. Die Wahrnehmung der eigenen Stadt oder der eigenen Landschaft kann durchaus von medialen Vorlagen und Vorgaben strukturiert sein; was in der „eigenen“ Stadt oder Landschaft als bildfähig erscheint, folgt dann den Mustern, in denen diese Bilder normalerweise artikuliert werden.

Ich gehe davon aus, dass die potentiell international lesbaren Bilder des Stadtmarketings mit lokaler Identität zwiefach zu tun und nicht zu tun haben: Sie legen sich über die je eigene und individuelle Wahrnehmung, die dann nicht mehr vorstellungsoffen oder nach bisher verbreiteten lokalen Ansichten verarbeitet wird, und/oder ihre weltweit lesbaren Muster strukturieren die Wahrnehmung des Ortes selber. In beiden Fällen hat diese Art der öffentlichen Kommunikation mit der Einebnung des Lokalen zu tun.¹¹ Dabei gilt natürlich auch hier, was über das kulturelle Gedächtnis gesagt wurde: Dass die individuelle Verarbeitung der Bilder und ihrer Effekte im lokalen Diskurszusammenhang nicht wirklich vorhersehbar sind. Ich nehme allerdings an, dass die ja oft global verbreiteten Bilder und Sichtbarkeitsweisen des eigenen Ortes sich lokal nur dann mit Breitenwirkung als kanonische Sichtweise durchsetzen, wenn sie mit alltäglichen Praktiken, Wahrnehmungsweisen und Plänen vermittelt werden können, also das Selbstbild auf positiv erlebte Weise unterstützen.

5. Lokale und andere Identitäten

Zwei Fragen, die sich auf Künftiges beziehen, stehen am Ende dieses Vortrags: Die Frage, ob sich lokal bezogene Identitäten erhalten lassen, und die Frage, welche Rolle sie in der „Region der Zukunft“ spielen können. Beide Fragen sind nur mit Thesen zu be-

antworten - immerhin geht es um das Wagnis der Einschätzung künftiger Entwicklungen.

Ich gehe davon aus, dass sich lokale Identitäten zwar langsam verschieben, aber nicht auflösen werden, aber dass sich ebenso neue lokale Identitäten ausbilden können; weiters gehe ich davon aus, dass die Region der Zukunft mit einer schwach ausgebildeten Identität und wenigen sich artikulierenden gemeinsamen Bezügen auskommen wird, da territorial bezogene Identitäten nach wie vor bevorzugt auf kleinere Gebieten bezogen sein werden. Die Überlegungen, die mich zu diesen Thesen geführt haben, beruhen vor allem auf dem Zeitaspekt der Veränderung lokaler Identitäten und auf die bereits angesprochene Unterscheidung zwischen stark und schwach ausgebildeten Ein- und Ausschließungsmechanismen. Wenn man das Zeitmaß des kommunizierten Gedächtnisses zugrunde legt, dann ist anzunehmen, dass neben planerischen Anstrengungen, die sich beispielsweise in Bauten und Zeichen niederschlagen, und neben neuer medialer Bildproduktion, also relativ kurzfristigen Aktivitäten, nach wie vor Prozesse existieren, die auch in einer hoch beschleunigten Gesellschaft vergleichsweise langsam ablaufen.



Zu diesen sich langsam bewegenden Sachen gehören die Erzählungen verschiedener Erinnerungsgemeinschaften, insbesondere dann, wenn sich mit dem, was sie als Diskurszusammenhang pflegen, unter den gegebenen Umständen lokal zu befriedigende Interessen verbinden. Eine prekäre Situation für den lokalen Bezug entsteht nur an Stellen, wo die Deckungsgleichheit von traditionell als Orts- oder Stadtgebiet begriffenen Räumen und den Grenzen der lokalen Identität fragwürdig geworden ist, sich soziale Räume nicht mehr mit bisher Identität stiftenden Grenzen decken und neue territorial bestimmte Bezüge hergestellt werden müssen. Dabei kann es sich um Bezüge handeln, die schon längst im Sinne einer erweiterten raumbezogenen Identität, eines erweiterten Diskurszusammenhangs ausgebildet sind. Denn der Ruf nach der Region entsteht ja in der Regel dort, wo die wirtschaftlichen und/oder sonstige sozialen Aktivitäten die bisherigen Grenzen in manchen, oft genau definierten und eingegrenzten Hinsichten bereits gesprengt haben. Dann sind bereits neue regionale Räume entstanden, die über Kommunikation und Wahrnehmung als soziale Räume unterhalten werden, denen also im Sinne der oben gegebenen Definition eine territorial bezogene Identität zuzuschreiben wäre, die über alte Orts- oder Stadtgebiete hinausgeht. Die Diskurszusammenhänge können mehr oder weniger viele Bezüge erzeugen, sie können sich auf öffentliche Belange oder auch nur auf besondere Funktionen und Interessen und die sie vertretenden Gruppen beziehen. Ich halte deshalb die Anerkennung bereits existierender großräumiger und neuer Identifizierungen für angemessen. Sie ließen sich über die Beobachtung von Bewegungsmustern, der Kommunikation über den Raum, der Wahrnehmung der normalerweise in den letzten Jahrzehnten meist erweiterten Ortserfahrung vermutlich bestätigen. Jedoch bedeutet das nicht, dass diese Form raumbezogener Identität andere, lokal bezogene Formen des kollektiven Kommunikationszusammenhangs ersetzen muss. Ich halte es vielmehr für sinnvoll, von mehrfachen und sich überlagernden territorialen Identifikationen auszugehen, und darüber hinaus die Möglichkeit zu erwägen, dass sich in alten oder neuen größeren Strukturen alte oder neue kleinere erhalten und entwickeln können. Neben den ohnehin dynamischen alten finden sich demzufolge auch neue lokale Identitäten.



Basis einer „regionalen Identität“ kann nur die alltägliche und positive Erfahrung eines größeren Raumes als zusammenhängend sein.



Wenn also eine „regionale Identität“ angestrebt wird, dann kann ihre Basis nur die alltägliche und positive, sprich den Alltag erleichternde Erfahrung eines größeren Raumes als zusammenhängend sein. Ein Weg dahin könnte über die größere Akzeptanz der Erweiterung der lokalen Diskurse führen. Das schließt gezielte Versuche zur Erweiterung von bestehenden Diskurszusammenhängen ein, über deren Resultate und Erfolge freilich die Alltagstauglichkeit entscheidet. Eine Voraussetzung ist, dass die langsamen Prozesse, von denen die Rede war, und die darauf beruhenden und sich vermutlich auch weiterhin erneuernden lokalen Identitäten kleinerer Größenordnung im regionalen Bezug gut aufgehoben sind; denn nur sie haben die Geschichten, Eigenarten und Differenzen zu bieten, ohne die jede Region eine emotionsfreie Veranstaltung bleiben muss, die zu keiner Identifikation einlädt.

¹ Die Überlegungen dieses Vortrags sind im Rahmen des von der Gottlieb Daimler- und Carl-Benz Stiftung unterstützten Ladenburger Kollegs „Mitten am Rand - Zwischenstadt“ entstanden.

² Ich beziehe mich hier vor allem auf den Aufsatz von Reimar Brinkmann und Frank Seibel, Wer oder was macht Region? Überlegungen zur Möglichkeit regionaler Identität, in: Heinz Schilling, Beatrice Ploch, Region: Heimaten der individualisierten Gesellschaft (= Kulturanthropologie-Notizen Bd. 50), Frankfurt am Main 1995, S. 21-38. Den in diesem Aufsatz vorgestellten Annahmen zur individuellen, kollektiven und regionalen Identität folge ich weitgehend, kommentiere sie und nutze sie zur Definition lokaler Identität.

³ S. Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt am Main 1965, S. 129.

⁴ Über ein solches Beispiel berichtete die FAZ am 28.7.1998, S. 43. Den Hinweis verdanke ich Prof. Klaus Brake, Berlin.

⁵ Zum Zusammenhang von Narration und Konstruktion von personaler Identität s. Heiner Keupp u.a., Identitätskonstruktionen Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg 1999.

⁶ Diese zusammenfassende Charakteristik des kommunikativen Gedächtnisses geben Harald Welzer u.a., Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/M. 2002, S. 12.

⁷ Angela Keppler, Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Frankfurt/M. 1994, S. 206, zitiert nach Welzer u.a. (wie Anm. 5), S. 20. - Der Befund stammt aus der Untersuchung von Familiengesprächen, die ein Familiengedächtnis konstituieren, ich glaube aber, dass dieser Beobachtung „Stadt-“ oder „lokale Gespräche“ an die Seite zu stellen sind, wie sie sich beispielsweise in der Kommunikation in und mit einer Lokalzeitung in Form von Leserbriefen äußern.

⁸ Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S. 9-19; Zitate S. 12 und S. 15.

⁹ Hannah Arendt, Vita activa oder vom tätigen Leben. München 21981, 87f.

¹⁰ Zu diesem Zusammenhang s. Susanne Hauser, Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industriearale, Frankfurt am Main 2001, S. 83ff.

¹¹ Zum Einfluß medialer Muster auf Wahrnehmung und Identität s. Marshall McLuhan, Die magischen Kanäle (= Understanding Media, dt.). Dresden 1995.

Dieser Beitrag wurde zuerst veröffentlicht unter dem Titel „Lokale Identitäten in der Region der Zukunft“, in: Bundesministerium für Bildung und Forschung, Infobrief Stadt 2030 – Nr. 11 / Juni 2003; Internetpublikation unter der Adresse: www.newsletter.stadt2030.de/index11.shtml.

Susanne Hauser

ist Professorin für Kunst- und Kulturgeschichte im Studiengang Architektur der Universität der Künste Berlin. Von 2000 bis 2003 Lektorin für Landschaftsästhetik an der Universität Kassel, von 2003 bis 2005 Leiterin des Instituts für Kunst- und Kulturwissenschaften an der Fakultät für Architektur der TU Graz.

Neuere Buchpublikationen:

Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale, Frankfurt/M.: Campus 2001

Spielsituationen. Über das Entwerfen von Städten und Häusern (= 10. Vilém Flusser Lecture), Köln: König 2003

gemeinsam mit Christa Kamleithner: Ästhetik der Agglomeration, Wuppertal: Müller+Busmann, erscheint 2006.

„Land(wirt)schaft“

Frank Lohrberg



Abbildung 1: Grüne Nachbarschaft im Raum Stuttgart Ludwigsburg

*Im Zuge der
Globalisierung wird der
Standortfaktor
Freiraum wichtig.*

Ich möchte über den Zusammenhang von Region und Freiraum sprechen und den Fokus auf Land und Fortwirtschaft setzen - ein Thema, das ich im Rahmen meiner Dissertation „Stadtnahe Landwirtschaft in der Stadt und Freiraumplanung“ näher untersucht habe. Angeregt wurde ich dazu seinerzeit durch Diskussionen, die wir hier auch schon anklängen haben hören: dass sich die Städte ändern, dass sie suburbanisieren, dass die Kontaktzone von Stadt und Landschaft und damit auch von Stadt und Landwirtschaft enger und zugleich eine andere wird.

Die Frage ist: Wie können Kommunen auf diese Entwicklung reagieren? Wir beschäftigen uns in meinem Büro professionell mit dieser Frage und beraten Kommunen und Regionen. Wir arbeiten dabei sehr eng mit Land- und Forstwirten zusammen - sehen sie sozusagen als mögliche Akteure einer regionalen Entwicklung, so z.B. in einem von der EU geförderten Regionalparkprojekt im Saarland; aber dazu mehr am Ende meines Beitrags. Wir haben gehört, dass der Wald wächst. Der Wald wächst nicht nur in Liechtenstein, er wächst auch im Ruhrgebiet, er wächst an vielen Stellen, auch wo man es gar nicht vermutet. Damit gibt es auch neue Aufgaben in der Gestaltung von Stadt-Landschaft. Mittlerweile arbeitet unser Büro mehr im urbanen Wald als in der urbanen Landwirtschaft; ich will mich trotzdem schwerpunktmäßig der urbanen Landwirtschaft widmen.

Als eine Reaktion auf die Globalisierung und den verstärkten Konkurrenzkampf der Regionen untereinander werden vermehrt Logos eingesetzt. Dabei wird oft der Freiraum als Identitätsstifter in die Waagschale geworfen. Nicht zuletzt, um nach außen zu dokumentieren, dass sie attraktive Regionen sind. Es sind nicht mehr die einzelnen Kommunen, die um Kapital und Arbeitskräfte konkurrieren, sondern es sind die Regionen und die Bundesländer, die ihre Kommunen auffordern, sich regional zu denken und zu positionieren. Gerade in Zuge der Globalisierung, wo alles ähnlicher wird, wird der Standortfaktor Freiraum wichtig, weil damit regionale Eigenart gezeigt werden kann. Im Landschaftspark Bodensee-Linzgau wird der Bodensee als regionaler Identitätsträger in den Mittelpunkt gestellt. Das Logo des Emscher-Landschaftsparks - ein Vorreiter unter den Landschaftsparks - zeigt ein Freiraumband, das sich 60 km entlang der Emscher erstreckt. Das Logo des waldreichen Saarlandes zeigt eine Waldachse, die dort zum Gegenstand eines Regionalparks gemacht wird. Weitere Beispiele sind das Logo des Regionalparks Mittlerer Neckar im Ballungsraum Stuttgart und das Logo des Planungsverbandes Frankfurt-Rhein-Main. Alle diese Regionen schieben regionale Freiraumprojekte an, um die Qualität des Freiraums zu verbessern und attraktiv zu werden.

Prof. Sieverts hat kürzlich in einem Vortrag gesagt, dass die wichtigste Ressource für Regionen nicht Infrastruktur oder Bodenschätze sind, sondern gut ausgebildete, junge Menschen. Und wie hält oder lockt man diese in eine bestimmte Region? Man muss Arbeitsplätze offerieren, aber das reicht nicht aus, sondern man muss auch attraktiven Freiraum bieten. Als diese Diskussion um attraktive regionale Freiräume Anfang der 90er Jahre begann, gab es eigentlich

kein Bild dafür, wie diese Freiräume gestaltet werden sollten. So hat man sich in einigen Kommunen an Bildern orientiert, die man aus dem englischen Landschaftsgarten kennt - also Wiesen und Bäume - und hat das dann in den regionalen Maßstab übertragen.

Abbildung 1 zeigt eine Planung zur Grünen Nachbarschaft im Raum Stuttgart Ludwigsburg. Der Plan zeigte viel Grün und beeindruckte durch die Assoziationen an klassische Landschaftsgärten die Bürgermeister sehr; aber im Grunde genommen negierte der Plan komplett die vorhandene agrarische Struktur. In diesem Raum gibt es die besten Böden in Baden-Württemberg; die Bauern wirtschaften noch mit Gewinn, selbst auf kleinen Parzellen; es gibt eine gartenbauliche Struktur mit sehr hohen Pachtpreisen. Eine ganz andere Struktur als die geplanten Wiesen und Bäume - und im Endeffekt ist diese Planung von 1996 bis auf einige lokale Maßnahmen auch nie verwirklicht worden. Im Grunde genommen hat man die Landwirtschaft mit solchen Bildern eher verschreckt als dass man sie dafür gewonnen hätte, mit der Regionalplanung zusammen zu arbeiten.

Abbildungen 2 und 3 sind Beispiele aus dem Regionalpark Rhein-Main, wo durch Ausgleichszahlungen des Flughafens vergleichsweise viel Geld zur Verfügung steht. Dort hat man sich bestimmte Routen ausgesucht, entlang derer man regionale Wege baut - was sehr vernünftig ist, um das Gelände zu erschließen - und hat dort auch bestimmte Punkte, wie Perlen an einer Kette, entwickelt. Im Bild sehen Sie eine solche Perle, ein Rosarium, das auf den Rosenanbau verweist, der in dieser Gegend typisch war und in Teilen auch noch ist, allerdings mehr und mehr an Fläche verliert. Für mich stellt sich bei diesem Beispiel die Frage, ob es nicht sinnvoller ist, den Rosenbauer zu unterstützen und diesen ein attraktives Landschaftsbild herstellen zu lassen, anstatt die Nutzung durch etwas Parkartiges zu ersetzen.

Ich habe in meiner Dissertation versucht, der These entgegen zu reden, dass die Landwirtschaft in der Stadt ein Auslaufmodell sei. Denn das ist lange Jahre, gerade in Boomzeiten, von der Stadtplanung vorgebracht worden: Die Landwirtschaft sei ein Auslaufmodell, schlecht für die Umwelt, etc., und insofern, so die Argumentation, sei es gar nicht so schlecht, die Flächen zu bebauen. Die These von der Krise der Landwirtschaft zielte also auf eine erleichterte Flächeninanspruchnahme.

Wenn man sich hingegen die Kulturgeschichte des stadtnahen Agrarlandes näher anschaut, so kann man feststellen, dass die Städte vor allem dort entstanden sind, wo gute Böden vorhanden waren. Nur dort konnten die Überschüsse erzielt werden, um eine städtische Bevölkerung zu ernähren. Die großen Städte sind also dort entstanden, wo es eine entsprechende Agrargunst gab. Wenn



Abbildung 2: Rosarium



Abbildung 3: Rosenacker

*Die Landwirtschaft
in der Stadt ist kein
Auslaufmodell.*

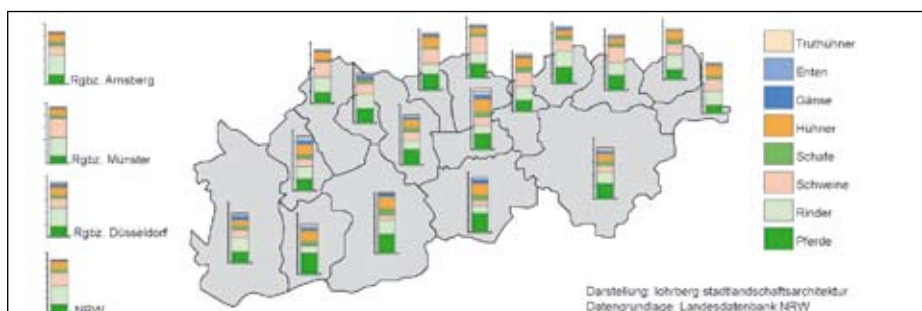
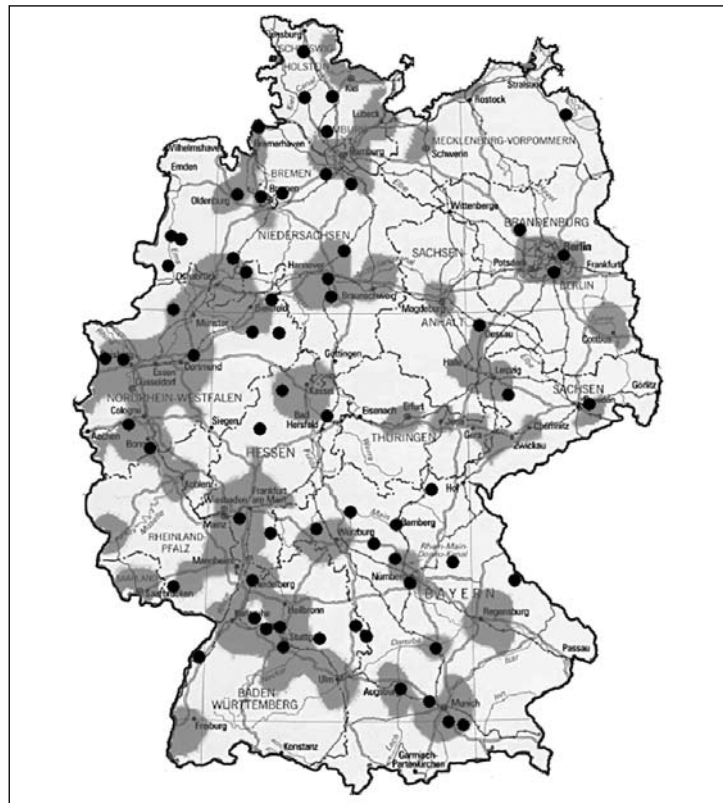
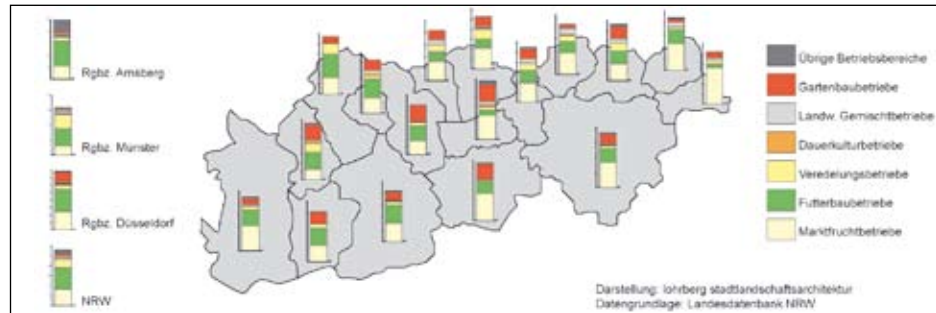


Abbildung 4: Tierhaltung im Ruhrgebiet

Abbildung 5 (oben):
Gartenbau im Ruhrgebiet
Abbildung 6 (rechts):
Standorte von Mais-Labyrinthen



in Baden-Württemberg die Einwohner pro Quadratkilometer der Bodengüte gegenüber gestellt werden, wird deutlich, dass die Einwohnerzahl und die Bodengüte positiv korrelieren; das heißt, die meisten Leute und damit auch die Städte sind genau da, wo die besten Böden sind. Das heißt natürlich auch, dass die Landwirtschaft hier eine sehr intensive ist. Wir haben untersucht, wie sich die Landwirtschaft in Stadtnähe verändert. Was kennzeichnet deren Urbanisierung?

Die Grafik zum Emscher Landschaftspark zeigt beispielsweise, dass die Pferdehaltung im Ruhrgebiet weit über dem Doppelten des Landesdurchschnitts liegt. (siehe Abbildung 4) Ähnlich ist es bei den Gartenbaubetrieben: im Ruhrgebiet, wo man eher an Schlote und Halden denkt, ist der Anteil der Gartenbaubetriebe viel höher als in anderen Regionen Nord-rhein-Westfalens. (siehe Abbildung 5) Urbanisierung heißt also auch, dass Gartenbaubetriebe entstehen, die den örtlichen Markt beliefern.

Der Urbanisierungsprozess ist ein langsamer Prozess und wir können feststellen, dass immer neue urbanisierte Formen hinzukom-

men. Offensichtlich sind die stadtnahen Landwirte durch den kulturellen Austausch mit der Stadt in der Lage, ohne planerisches Zutun von sich aus neue Produkte zu entwickeln. Ich möchte das am Beispiel der Maislabyrinth näher ausführen. Die Abbildung 6 zeigt, wo es in Deutschland Mais-Labyrinth gibt und überlagert das mit den Verdichtungs- und Ballungsräumen. Im Prinzip decken sich die beiden Verteilungen, das heißt die Maislabyrinth sind nicht irgendwo im ländlichen Raum, sondern an den Rändern der Ballungsräume entstanden. Das sind die Reibungszonen zwischen städtischer Kultur und Landwirtschaft. Und viele Landwirte leben und denken städtisch und entwickeln von sich aus neue Produkte und damit neue Freiräume. Für uns war es wichtig, diesen Zusammenhang einmal aufzudecken, um damit den Landwirt als Akteur ansprechen und gewinnen zu können: „Was könnt Ihr der Stadt bieten? Ihr macht das bereits, macht doch noch mehr. Tauscht Euch aus. Das sind Geschäftsfelder für Euch, die könnt Ihr ausdehnen“.

Gleichzeitig wird so der Landschaftsplanung ein alternativer Weg aufgezeigt: „Lasst die Landwirte ruhig einmal machen. Da ist doch schon was. Denkt doch nicht immer nur, da ist der dumme Bauer, der nur seine Ruhe haben will“. Es gibt Ansätze, auf die können wir aufbauen, wenn wir uns nur stärker von den idealisierten Bildern einer vorindustriellen Landwirtschaft lösen. Die Diskussion geht noch weiter. Wenn Sie nach Deutschland gehen, dann gibt es viele Regionen, da spricht man von Schrumpfung, von Bevölkerungsrückgang. Das Ruhrgebiet hat seit Beginn der IBA im Jahr 1990 eine Million Einwohner verloren. Die Leute ziehen weg. In dieser Situation ist es interessant zu beobachten, dass die Stadtplanung die Landwirtschaft, die sie lange tot geredet hat, nun wieder neu entdeckt. Die Abbildung 8 zeigt einen prämierten Beitrag aus dem Wettbewerb „Shrinking Cities“, bei dem vorgeschlagen wurde, auf Liverpools Grünflächen- und Brachflächen Kühe weiden zu lassen. Ich sehe das eher als eine symbolische Geste, die auf den notwendigen Stadtumbau verweist, denn als wirklich tragende Strategie für die Unterhaltung von Flächen; dennoch zeigt sie, dass landwirtschaftliche Flächen als Stadtbausteine verwendet werden können.

Kriterien einer urbanisierten Landwirtschaft:

- hohe Flächenverluste, stabile Restflächennutzung
- verstärkter Strukturwandel gegenüber ländlichen Regionen
- Zuwachs „sicherer Betriebe“ und Zuwachs an Produktivität
- Intensivierung und Spezialisierung der Produktion
- höheres Bildungsniveau der Landwirte
- verstärkte Angebote im Freizeit- und Dienstleistungsbereich
- Abnahme der tierischen Produktion (Milch und Fleisch)
- Abnahme des Grünlandanteils
- hoher Pachtanteil

Wir haben hohe Flächenverluste, ohne Zweifel - aber zugleich eine stabile Restflächennutzung. Nur weil einige Bauern ihr Land verlieren, wird die Landwirtschaft nicht obsolet. Wir haben natürlich einen Strukturwandel, der durch die Stadt beschleunigt wird. Wir haben an vielen Orten aber auch einen Zuwachs an sicheren Betrieben, Betrieben also, die langfristig wirtschaften und einen Zuwachs an Produktivität aufweisen, gerade wenn man an den gartenbaulichen Sektor denkt. Wir beobachten auch eine Intensivierung der Produktion, da in der Stadt große Nährstoffmengen zusammen fließen und - zumindest früher - von den Bauern am Stadtrand als günstiger Dünger recycelt werden konnten. Wir haben in Stadtnähe auch



Abbildung 7: Mais-Labyrinth



Abbildung 8

Viele Landwirte entwickeln von sich aus neue Produkte und damit neue Freiräume.



Abbildung 10 (oben): Hörstein
Abbildung 9 (rechts):
Planung Ortsteil Dortmund



ein höheres Bildungsniveau der Landwirte. Alle großen landwirtschaftlichen Fakultäten Deutschlands befinden sich im suburbanen Raum. Wir haben verstärkte Angebote im Freizeit- und Dienstleistungsbereich.

Wir haben eine Abnahme der tierischen Produktion, von Milch und Fleisch. Kein Bauer kann sein Vieh mehr draußen lassen, wegen der Hunde, wegen der Verkotung, wegen der Zerschneidung der Flächen und Zuwege. Wegen der Probleme wandert das Vieh in den Stall, und dann kommt das Problem der Geruchsemissionen hinzu, und irgendwann lohnt die Tierproduktion nicht mehr. Wir haben aber auch deswegen eine Abnahme des Grünlandanteils, da es in einer zerschnittenen Stadtlandschaft einfacher ist, einen Acker zu bewirtschaften.

*Sucht die Qualitäten
der vorhandenen
genutzten Landschaft!*

Wie verhält es sich hier im Rheintal? Hier trifft eine relative junge (Sub)Urbanisierung auf eine traditionell starke Grünlandwirtschaft. Diese Konstellation macht den Raum zu einem interessanten Forschungsobjekt. Ich habe hier zum Beispiel ein Wasserfass gesehen, das war weiß-schwarz bemalt, wie ein Kuhfell. Da hat ein Landwirt aus seinem Produktionsmittel auf der Wiese ein Kunstwerk gemacht. Das habe ich noch in keiner anderen Region gesehen, das ist ein Urbanisierungsprozess, der vielleicht nur hier möglich ist. Ich gehe davon aus, dass die Zahl der Reiterhöfe noch zunehmen wird. Auf der heutigen Exkursion konnte ich sehen, dass vielfach noch Weidehaltung betrieben wird. Ich betrachte das als Qualität und könnte mir, so die Weidehaltung abnimmt, vorstellen, dass sich die Region dereinst fragen wird: „Was ist es uns eigentlich wert, das Bild von weidenden Kühen zu erhalten?“ Und liegt in der Tatsache, dass es viele Nebenerwerbslandwirte gibt, die morgens ins Büro und abends in den Stall gehen, nicht ebenfalls eine Qualität: Die Mischung von Dienstleistung und Landwirtschaft, mit der ein

attraktives Landschaftsbild erhalten werden kann, das aber auch einen wichtigen Beitrag zum kulturellen Selbstverständnis der Region (Tradition, Bodenhaftung, Vielseitigkeit, Flexibilität) leisten kann?

Angesichts der Spezifika im Rheintal, möchte ich die nun folgenden Planungsbeispiele nur als Hinweise und Anregungen verstanden wissen. Aber was auf die hiesige Region passen könnte, wäre der von mir dargelegte grundlegende Ansatz: „Verabschiedet Euch von einer flächendeckenden Substitution der landwirtschaftlichen Nutzung durch parkartige Gestaltungen, sucht vielmehr die Qualitäten der vorhandenen genutzten Landschaft“. Und die Landschaft hier hat eine hohe Qualität: Viel Grünland mit Baumbestand, Röhrichflächen, eine vielgestaltige Topographie. Eine konzeptionelle Frage, die wir gelegentlich in Entwürfen bearbeiten ist, ob Freizeiteinrichtungen eher in die Mitte der freien Landschaft angeordnet werden oder ob sie am Rand konzentriert werden sollen. In diese Richtung ging ein Beitrag meines Büros für einen Ortsteil Dortmunds (siehe Abbildung 9), wo wir in einer fragmentierten Siedlungslandschaft zusätzliche Erholungsnutzung, Kleingärten etc. an den Rand einer letzten verbliebenen Agrarfläche gelegt haben, um die Fläche selbst nochmals herauszupräparieren. Ein umlaufender Weg betont die agrarische Mitte, Aussichtspunkte setzen das dortige Getreidefeld in Szene. Das Feld bekommt so eine gewisse Kraft, ist nicht nur Restraum, sondern verhindert im besten Fall eine weitere unkoordinierte Inanspruchnahme des Freiraums. Man muss aus so einer Landschaft wie im Dortmunder Raum, die Einem relativ offen und karg erscheint, nicht eine Parklandschaft machen. Gerade im Ruhrgebiet beobachten wir, dass solche leeren Räume geschätzt werden, weil sie dem Wirrwarr von Siedlungen und Verkehr eine eigene Ruhe entgegensetzen. Im Bereich des Flughafens haben wir in diesem Sinne vorgeschlagen, einen „Hörstein“ aufzustellen (siehe Abbildung 10), mit dem man das Geräusch startender Flugzeuge einfangen kann, noch bevor man die Flugzeuge über der Waldkante auftauchen sieht. Der Hörstein schafft einen Punkt, durch den man die Landschaft neu wahrnimmt, ohne sie neu erfinden und in Gänge gestalten zu müssen. Dennoch bekommt der banale ackergeprägte Raum durch den punktuellen Eingriff eine Qualität, wird inszeniert.

Ich schließe mit einem Abstecher in den Bereich urbaner Waldnutzung, der zeigt, welche Chancen für die Regionalentwicklung entstehen, wenn sie die Landnutzer als Akteure gewinnt. In unserem Projekt im Saarland gingen die Vorstellungen des Regional-parks dahin, einen ungenutzten „Urwald“ zu etablieren und diesen mit einem „Ringwald“ zu umgeben, der weiterhin bewirtschaftet wird. Der Urwald braucht mindestens 50-100 Jahre, bis er ein wildes Erscheinungsbild mit umgestürzten Bäumen, Totholz und dergleichen aufweisen kann - aber die Besucher, die jetzt kommen, sollten natürlich den Urwald schon sehen, sollen zumindest merken: Jetzt betrete ich den Urwald. Und wie macht man das im regionalen Maßstab? Stellt man überall Schilder auf: „Hier beginnt der Urwald“? Wir haben in einer Arbeitsgruppe mit den Förstern viele Ideen diskutiert, die aber angesichts einer mehrere Kilometer langen Grenzlinie alle zu aufwändig waren. Schließlich regten die Förster selbst an, durch eine starke Niederdurchforstung den Übergangsbereich zu verdeutlichen: Jeweils links der niederdurchforstete, helle Ringwald, jeweils rechts der immer dichter werdende, „unordentliche“ Urwald (siehe Abbildungen 11 und 12). Wir nennen das: Landschaftsarchitektur mit der Motorsäge, eine Landschaftsarchitektur, die nicht mehr kostet als die normale Bewirtschaftung.

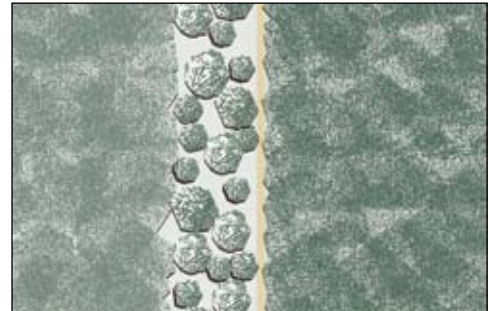


Abbildung 11



Abbildung 12

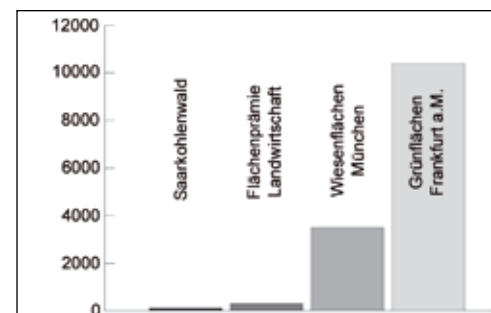


Abbildung 13: Pflegekosten

*Der regionale Maßstab
erfordert die Zusammen-
arbeit mit der Land- und
Forstwirtschaft.*

Diesen Ansatz, den ich hier an einem Beispiel geschildert habe, haben wir mit der Arbeitsgruppe auf den ganzen Regionalpark übertragen: Welche Infrastrukturen, welche Waldbilder, welche Erholungsangebote können von der Forstwirtschaft selbst bereitgestellt werden? Wir haben das dann in einem Leistungskatalog zusammengestellt, ausgepreist und berechnet, was die Unterhaltung des Regionalparks durch die Förster kosten würde. Abbildung 13 zeigt, dass der Wert bei ungefähr 150 €/ha liegen dürfte. Dafür können die Saarbrücker Förster einen Regionalpark mit unterschiedlichen Waldbildern, Waldwegen, Führungen und einem Umweltzentrum der Region anbieten. Es ist offensichtlich, dass das ein relativ günstiger Preis ist, verglichen mit den Flächenprämien in der Landwirtschaft, die in Deutschland bei ungefähr bei 300-400 €/ha liegen - ohne entsprechende Angebote an die Erholungssuchenden. In Österreich ist dieser Wert wohl noch höher und geht bis zu 700 €/ha.

Vergleicht man die Zahl von 150 € mit den Kosten klassischer Grünflächen, wie am Beispiel Frankfurts, wo man von bis zu 10.000 €/ha und Jahr an Pflegekosten ausgeht, so wird zweierlei deutlich: Zum Einen können solche Standards nicht von der Innenstadt in die Region getragen werden, das wäre viel zu teuer; zum Anderen erfordert der regionale Maßstab die Zusammenarbeit mit Partnern aus der Land- oder Forstwirtschaft, da diese Bewirtschaftung und Parkbild zu angemessenen Kosten verbinden können.

Frank Lohrberg

Studium der Landespflege an der TU Hannover, dann Tätigkeit im Planungsbüro. Peter-Joseph-Lenné-Preis 1990, ab 1994 Assistent am Institut für Landschaftsplanung und Ökologie der Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung, 2001 Promotion. 2003-2004 Lehrauftrag und Vertretungsprofessur für Landschaftsgeschichte und -ästhetik an der Universität Kassel, derzeit Lehrbeauftragter der Hochschule für Technik, Stuttgart. 2003 Gründung des Büros stadtlandschaftsarchitektur mit Schwerpunkt Landschaftsarchitektur regionaler Freiräume.

„Landschaft des Alpenrheintals“

Mario Broggi

1. Ausgangslage

Jede Landschaft ist unverwechselbar, einmalig. Wir werden von ihr angesprochen, als Bewohner vielleicht gar geprägt. Der Landformer Mensch hat nach den Gesteinen, dem Wasser und der Pflanzendecke durch die Schaffung der traditionellen Kulturlandschaft maßgeblich zur Vielfalt der Landschaften beigetragen. Ab den 1950er und 60er Jahren wird der Nutzungsdruck durch Landwirtschaft, Verkehr, Siedlung und Erholung auf bisher weniger zivilisatorisch durchdrungene Gebiete stärker und Nutzungskonflikte offensichtlicher. Heute sind rund 23% des Alpenrheintals (von Chur bis Rheindelta) den Siedlungsflächen zugewiesen, und zwischen 1960-2000 hat sich hier die Wohnbevölkerung um 60% erhöht.

Typisch für das Alpenrheintal ist, dass es kein dominierendes Zentrum gibt, sondern ein Netzwerk verschiedener Aktivitätspole mit Expansionen urbaner und suburbaner Siedlungsmuster: Wir haben eine Ringstadt im unteren Rheintal mit 160.000 Einwohnern, und eine rechtsrheinische Bandstadt von Hohenems bis Feldkirch mit 90.000 Einwohnern. Im unteren St. Galler Rheintal finden wir ein weiteres Siedlungsband, ebenso auf der Höhe Liechtensteins, sowie einen Siedlungsschwerpunkt in Buchs-Grabs.

In der Periode von 1990-2000 stieg der Bevölkerungsanteil um 8%, aber vor allem außerhalb der bisherigen Siedlungsschwerpunkte, durch das „Wohnen im Grünen“. Das Alpenrheintal wird so überall Siedlung, obwohl eigentlich alle meinen, sie lebten doch auf dem Land.

2. Banalisierung der Kulturlandschaft

Dieses ungebremsste Siedlungswachstum lässt Vorstellungen für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung als notwendig und dringlich erachten. Wir verlieren beispielsweise in jeder Minute in Liechtenstein einen Quadratmeter Boden durch Überbauung, in der Schweiz ist es ein Quadratmeter pro Sekunde. Die Schweiz ist aber 256-mal so groß, und damit ist der Landschaftsverbrauch im kleinen Liechtenstein viermal höher als in der gewiss auch prosperierenden Schweiz.

Kennzeichnend für das Alpenrheintal sind heute durchmeliorierte Nutzungen mit Schwerpunkt auf der Schweizer Seite, eine ausgeprägte Zersiedlung im unteren Rheintal, dort ebenso eine teilweise starke industrielle Nutzung und eine allgemein verkehrsmäßige Ausrichtung als Durchgangstal. Prägend werden immer mehr das Auftrennen und das Beschleunigen. Symbol hierfür ist der durchgängig kanalisierte Rhein und die flankierenden Autobahnen. Die natürlichen Ausdrucksformen der Landschaftsgenese werden dem untergeordnet. Der Prozess der Ausräumung und der rasanten Überbauung machen den Talraum stellenweise breiig (z.B. Blick vom Ardetzenberg in Richtung Norden), die einst formenden Kräfte sind nur mehr dem Eingeweihten erkenntlich und lesbar. Der kanalisierte Rhein mit den beiden Autobahnen wird zur entwerteten, lärmbelasteten Randzone. Nicht verwunderlich, dass hier weitere „Entsorgungen“ geschahen, z.B. Schiessanlagen auf der Schweizer Seite, Kehrrichtverwertungen, Deponien aller Art; Restpotentiale äs-

45



Abb. 1 Alpenrheintal bei Sennwald
Der gestreckte Alpenrhein und die flankierende Nationalstraße N 13 richten das Alpenrheintal als Durchgangstal aus, prägend wird das Auftrennen und das Beschleunigen.

Der Landformer Mensch hat maßgeblich zur Vielfalt der Landschaften beigetragen.



Abb. 2 Blick von Schloss Sargans in die Talebene
Das ungebremste bauliche Wachstum lässt
nötige Vorstellungen für eine nachhaltige Ent-
wicklung als dringlich erachten.

*Wir sind auf der Suche
nach zukünftigen Raum-
nutzungs- und Gestal-
tungsmustern.*

thetischer Ausdruckskraft liegen wie verlorenes Stückgut herum. Dennoch, es gibt sie, die überregional besonders bedeutsamen wertvollen Naturräume:

- das Vorarlberger Bodenseeufer mit Rheindelta
- das Lauteracher und Teile des Lustenauer Riedes
- der Rheinaltarm an der Hohenemser Kurve
- das Alstättnen Bannriet
- den waldreichen Ill-Schwemmfächer
- das Ruggeller- und Bangserried
- den Schlosswald Salez SG
- die Heuwiese in Wartau
- die heckenreiche Hangkante zwischen Triesen und Balzers FL.

Vor allem in Vorarlberg wurden mit dem Erhaltungsprogramm „Streuweisen“ im Ausmaß von ca. 640 ha Flachmoore geschützt.

3. Suche nach zukünftigen Raumnutzungen und Gestaltungsmustern

Unser Landschaftsempfinden war über Jahrhunderte eng mit der Bewirtschaftung verbunden. Landschaft war das Resultat von Arbeit, sowohl in der Agrar- als auch in der Industriegesellschaft, und änderte sich entsprechend den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen. Wir stehen heute an einem neuen Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, und in dieser Transformation zu immer mehr Dienstleistung löst sich die Wertschöpfung stark vom konkreten Ort, Arbeit erfolgt immer mehr als geistige Dienstleistung. Der unmittelbare Bezug zum Raum und Zeit löst sich dadurch tendenziell auf. Es fallen weite Teile unserer Landschaft aus der Nutzung. Allein in Liechtenstein hat sich die Waldfläche im 20. Jahrhundert verdoppelt; Flächen, die nicht mehr gebraucht werden. Es gibt zwar weiterhin eine wachsende Inanspruchnahme von Boden, dieser wird aber fast ausschließlich für den Bau von Strassen, Häusern und Freizeitaktivitäten verwendet. Der Landschaftsverbrauch steigt, während im peripheren Umfeld die Aneignung von Natur zunehmend wegfällt.

Wir selbst geraten zwischen tradierte Bilder der bisherigen Kulturlandschaft aus der Zeit der Agrargesellschaft, und sind auf der Suche nach zukünftigen Raumnutzungs- und Gestaltungsmustern. Die Einen reden vom „Heidiland“ (Sarganserland), die Anderen vom „Naturpark Werdenberg“, und im unteren St. Galler Rheintal ist vom „Chancental“ die Rede. Darum bedarf es heute der speziellen Analyse dessen, was Landschaft ist, wie sie entstand und worauf der bisherige Landschaftskonsum basierte. Dem Landschaftswandel ging offensichtlich keine gesellschaftliche Zielformulierung voraus. Die Ziellosigkeit drückt sich in einem Mangel an reformerischen Konzepten von Ökonomie, Gesellschaft und Bildung aus. Unsere bisherigen raumordnerischen Aussagen waren meist statisch und nur selten vernetzt. Im Zeichen der laufenden Globalisierung wächst andererseits mit der Wiederentdeckung von Identität, ja dem Versuch der Ab- und Ausgrenzung, die Bedeutung der Region.

Noch ist eine neue Struktur aus Arbeiten und Wohnen, Freizeit und Mobilität nicht zu erkennen. Es wird Zeit für eine Aufarbeitung - angesichts der ökonomischen Vernetzung über die Landesgrenzen hinaus, für das ganze Alpenrheintal.

Noch läuft ein Film ab, der mit folgenden Stichworten umschrieben werden kann:

- Zerschneidung der Lebensräume
- Rückgang von Freiflächen und landwirtschaftlich genutztem Land
- Bodenversiegelung
- Gefährdung der Artenvielfalt mit zunehmendem
- Druck auf die Schutzgebiete
- Beeinträchtigung der Landschaftsästhetik sowie
- steigende Infrastrukturkosten durch die laufende Zersiedelung.

Das Denken in Kategorien der Gemeindeautonomie und der staatlichen Souveränität ist einer dringend notwendigen räumlichen Koordination im Alpenrheintal hinderlich. Der Leidensdruck wird wachsen, die Suche nach zukünftigen Raumnutzungen und Gestaltungsmustern muss beginnen. Es geht darum, einen geographisch homogenen Raum und nicht die darin untergebrachten teilstaatlichen Territorien zu stärken. Die haushälterische, flächeneffiziente und bodenschonende Siedlungsentwicklung wird das wichtige Handlungsfeld einer nachhaltigen Entwicklung sein müssen. Erst die Vernetzung und das Zusammenspiel der einzelnen Faktoren (z.B. Schlüsselbranchen, Infrastruktur, Lebensqualität, Bildung und Forschung) führen zu einem unverwechselbaren strategischen Vorteil für die Region. Kooperation stärkt das Alpenrheintal.

4. Schluss

Was wollte ich sagen?

1. Es ist offensichtlich, dass wir mangelnde Sensibilität in Bezug auf Landschaftswahrnehmung und Wertschätzung besitzen. Das ästhetische Empfinden ist nicht ausgeprägt. Des Weiteren sind Blockaden von Gemeinnutz durch Privatnutzung evident. Wie geht man damit um? Was ist eine regional nachhaltige Entwicklung? Es herrscht in diesen Fragen eine gewisse Ratlosigkeit vor. Programme wie die „Vision Rheintal“ können uns helfen, etwas Licht ins Dunkel bringen.

2. Wir stecken in einer Innovationskrise. Die Steuerung von Systemen wird immer komplexer. Wir müssen wohl viel mehr als bisher mit Bildern arbeiten (Branding, Wertschätzung schaffen). Im Alpenrheintal sind größere typologisierende Ideen für eine Identitätsbildung mit Glaubwürdigkeit zu suchen. Wenn jeder für sich alleine wirkt, bringt uns dies im Rheintal nicht weiter. Dafür sind wir wirtschaftlich zu stark verflochten. Die Wirtschaft sieht diesen Bedarf, die Politik noch weitaus weniger. Darauf ist die Raumentwicklung abzustimmen.

3. Wir müssen heute von einer „Entterritorialisierung“ der Märkte sprechen. Dabei wird der Boden zum mittelfristigen Standortfaktor und, vor allem für die Grossbetriebe, immer weniger Lebens- und Produktionsgrundlage. Auf Standorttreue ist kein Verlass mehr. Standorte werden zu einem austauschbaren Faktor der Leistungserbringung im internationalen Standortwettbewerb. Diesen Herausforderungen und Veränderungen muss sich die Raumordnung grenzüberschreitend stellen, z.B. durch noch mehr Kooperation in Bildung und Forschung, durch wirtschaftliche Absprachen.



Abb. 3 Bofel-Periois südlich von Triesen
Die Bedeutung nicht überbauter, grösserer Räume wird für die künftige Erholungsnutzung der Alpenrheintal-Bevölkerung wachsen

*Es geht darum,
einen geografisch
homogenen Raum zu
stärken.*



Abb. 4 Visionen für einen wiederbelebten Alpenrhein nördlich von Schaan. Seit bald 20 Jahren werden Vorstellungen für einen revitalisierten Alpenrhein propagiert. Wir können mit Grossprojekten grenzüberschreitende Raumentwicklung lernen und erhalten eine bedeutende Psychotopwirkung für das Tal zurück.



4. Eine möglichst intakte Natur in großen Räumen bildet den ruhenden Pol in der Hektik. Ihr ungeschmälerter Erhalt wird immer bedeutsamer werden. Der wieder zu belebende Alpenrhein wird eine gemeinsame Naht- und Andockstelle hierfür sein. Wir könnten an diesem Jahrhundertwerk viel für das Entwickeln einer Talgemeinschaft lernen.

5. Es wird sich zunehmend eine urbanisierte Landwirtschaft entwickeln, für die die Produktion nicht mehr erste Priorität sein wird. Sie muss sich als multifunktionaler Dienstleister weiter entwickeln. Die Wirklichkeit der Landwirtschaft ist jenseits von Mythen neu zu definieren. Was die Aufgaben dieser Landwirtschaftsform sein werden, ist breit zu diskutieren und gesellschaftspolitisch abzustützen.

6. Die Bedeutung der Grenzen, Säume und Übergangszonen wächst. Diese Übergänge (Staatsgrenzen, Gemeindegrenzen, Wald-Landwirtschaft, Grünland-Wasser, Siedlungsränder) sind bewusster zu sehen und gestalten.

7. Es muss uns abschließend gelingen, die Globalisierung auf der regionalen Ebene zu antizipieren. So weit sind wir noch lange nicht.

Ich ende mit dem Zitat eines Liechtensteiner Künstlers:

„Eine Landschaft behauptet sich in dem Maße, als ein geistiger Anspruch auf eine gewisse Landschaftskultur geweckt wird. Fehlen die Visionen, fehlt die Inspiration, dann können ganze Berge aus unbedeutenden Gründen geschliffen werden“ (Hans-jörg Quaderer, 1992).

Benutzte Quellen

Hartmann & Sauter, Stauffer & Studach, Renat AG und Stadtland 2004: Erholung und Freizeit im Rheintal: Grundlagen, Schlussfolgerungen und Handlungsfelder, technischer Bericht, S. 39pp.

Strittmatter Planer AG 2002: Räumliche Entwicklung des Alpenrheintals - Analysen und Thesen. Im Auftrag der Raumplanungsfachstellen des Fürstentums Liechtenstein, der Kantone St.Gallen und Graubünden und des Landes Vorarlberg, S. 35pp.

Mario F. Broggi

Studium der Forstwirtschaft an der ETH Zürich, Dissertation an der Universität für Bodenkultur in Wien, Habilitation an der Universität Wien, Dozent an der Uni Wien und Basel für Naturschutzfragen und Landnutzung. 1969-1997 Inhaber von Ökobüros in Liechtenstein, Schweiz und Österreich. 1998-2004 Direktor der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) in Birmensdorf (ZH). Derzeit Berater des ETH-Rates für Nachhaltigkeit und Raumentwicklung.

Abbildungsnachweis



Umschlag:
Luftbild, Amt der Vorarlberger Landesregierung
Bearbeitung: Stephan Schirl

Barbara Böhler
Seiten 10, 28, 29, 35, 37, 49

Mario Broggi
Seiten 45, 46, 47, 48

Lilli Lička
Seiten 4, 6, 9

Frank Lohrberg
Seiten 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44

Stephan Schirl
Seiten 5, 19

Marieke Timmermans
Seiten 3, 5, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 24, 25,
26, 27, 30, 31, 32, 33, 34, 36, 50

